Per. 98/2

<36618626140017

<36618626140017

Bayer. Staatsbibliothek

Moses Jacob Mendelssohn
1769

Die Macht der Vorurtheile.

Eine Wochenschrift.

Zweyter Band.

Frankfurt und Leipzig,
verlegts Martin Jacob Bauer,
1769.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Innhalt
des zweyten Theils.

Das erste Stück.
Ein Compliment an die Leser.

Das zweyte Stück.
Es giebt noch Menschen in der Welt. Eine englische Geschichte.

Das dritte Stück.
Verschiedene Mittel, groß und berühmt zu werden.

Das vierte Stück.
Die Stärke der Thorheiten und Laster an den Menschen, aus einem erhaltenen Schreiben bewiesen. Das geraubte Schäfgen.

Das fünfte Stück.
Der Häußliche. Panegyricus des ungarischen Ochsens. Der scheinbare Philosoph.

Das sechste Stück.
Freundschaftlich Schreiben an Herrn K** in L** auf sein gehabtes Glück von X. Y. Z. Geschichte des erschrockenen Ehemanns.

Innhalt.

Das siebente Stück.

Fortsetzung des Briefs an Herrn K**

Das achte Stück.

Verweisungsschreiben an den Verfasser dieser Blätter, von Thomas Grimbig, Dorfschulz in Waldauf, nebst der Antwort darauf, von der Tadelsucht, und wie man sich dagegen verhalten soll. Zevs und das Schaaf, eine lessingische Fabel.

Das neunte Stück.

Betrachtung über das Vorurtheil: Das Kleid macht den Mann. Ein Gedicht von der Abscheulichkeit des Stolzes und Hochmuths. Das Denken.

Das zehente Stück.

Gewöhnliche Wünsche. Erhaltnes Schreiben von Herrn M. St. v. R. an den Verfasser. Antwortsschreiben des Verfassers an den Herrn M. St. v. R.

Das eilfte Stück.

Der von aller Eifersucht entfernte, aber dabey listige und gewinnsüchtige Ehemann, eine Liebsgeschichte. Der eifersüchtige und doch zulezt betrogene Alte, eine Geschichte.

Das

Innhalt.

Das zwölfte Stück.

Von den äusserlichen Glücksgütern, und dem verschiedenen Verhalten der Menschen bey denselben. Eine Ode von der Zufriedenheit.

Das dreyzehente Stück.

Kurze Betrachtung über die Witterung, nebst einem Lehrgedichte von dem Ursachen und dem herrlichen Nutzen der Wolken, des Nebels, Thaues, Regens und Schnees.

Das vierzehente Stück.

Von dem Vorurtheil einer unzeitigen Eifersucht, oder die Begebenheiten des Celindo, Spirituoso und der Mirabella.

Das funfzehente Stück.

Von den Moden. Wachsam. Der Kluge. Epigrammata. Betrachtung und Gedicht über den Reichthum.

Das sechzehente Stück.

Von Erziehung der Kinder. Schreiben der Theano, des Weltweisen Pytragoras Frau an ihre Freundin Eubula. Schreiben der Muja, der Tochter des Pythagoras und der Theano, an ihre Freundin Phyllis, beede aus dem Griechischen übersezt. Unterredung des Orakels mit dem Schäfer Floridor.

Innhalt.

Das siebenzehente Stück.

Betrachtung über einige in gemeinen Leben übliche Redensarten junger Schönen. Eine Ode von der Unbeständigkeit und Wankelmuth der jungen Schönen. Rariſſima mundi.

Das achtzehende Stück.

Die Geſchichte eines ſchillertaffetnen Schlenders. Der Hahnrey in der Einbildung, eine franzöſiſche Geſchichte.

Das neunzehente Stück.

Lobgeſang auf die Liebe, ein eingeſandtes Gedicht. Geſchichte des Elidamon und der Flavia.

Das zwanzigſte Stück.

Betrachtung über die Einſamkeit. Eine Ode hierüber.

Das ein und zwanzigſte Stück.

Wildmann, eine komiſche Erzählnng.

Das zwey und zwanzigſte Stück.

Fortſetzung des Wildmanns. Die Natur der Träume.

Das drey und zwanzigſte Stück.

Vom Ehſtand.

Die

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes erstes Stück.

Samstag, den 15 October, 1768.

Ein Compliment an die Leser.

Da wir auf das neue die Feder ergreifen, um unser vor einiger Zeit angefangenes, und wie wir gewiß glauben, gemeinnütziges Geschäfte, ich meyne die Bestreitung der tyrannischen Vorurtheile, welche oft so vielen Jammer unter den ar-

men Erdenbürgern anrichten, fortzusetzen: so wäre es allerdings der Billigkeit gemäs, unsern Lesern von unsern bisherigen Stillschweigen Rechenschaft zu geben. Vielleicht erwartet man dieses auch von uns. Vielleicht ist man begierig eine Menge von Entschuldigungen zu lesen. Man irret sich aber. Denn wir würden bey dieser Gelegenheit sehr vieles sagen müssen, das zwar für uns, aber nicht für alle unsere Leser interessant, und manchen wohl gar ärgerlich wäre. Und wäre das nicht eine unverzeihliche Aufführung von uns, wenn wir sie gleich Anfangs mit Erzehlung verdrießlicher Umstände beleidigen wollten? Nein, wir wollen das nicht thun. Wir wollen lieber gänzlich davon schweigen. Indessen bleibt doch wohl so viel richtig, daß wir unsere Feder bisher nicht deswegen haben ruhen lassen, weil wir glaubten, durch unsere bisherigen

Bemühungen schon so viel ausgerichtet zu haben, daß sich die Vorurtheile beschämt zurückgezogen, und der Vernunft Platz gemacht haben. Man wird mit diesem Feinde nie fertig werden, so lange wir, und unsere Nachkommen noch immer solche Menschen seyn und bleiben werden, wie wir gegenwärtig sind. Und wie hochmüthig würden wir nicht seyn müssen, was für ein lächerliches Vorurtheil müste uns von unsern eigenen Talenten eingenommen haben, wenn wir uns nur von ferne von einer, durch unsere Schrift gewirkten allgemeinen Besserung träumen ließen? Es wäre Ruhms genug für uns, wenn wir nur bey einigen wenigen von unsern Lesern Eingang gefunden und es bey ihnen dahin gebracht hätten, daß sie einen glücklichen Anfang gemacht, einen so fürchterlichen Feind mit Ernst zu bestreiten. Wir haben auch bey der ge-

genwärtigen Fortsetzung unsrer Blätter keine andere Absicht. Wir versprechen uns auch keinen andern Nutzen von derselben, als diesen, daß sich vielleicht einige wenige, die noch nicht zu dem höchsten Grad der Unverbesserlichkeit gestiegen sind, werden warnen, und wenn das Glück gut ist, wohl gar bekehren lassen. Und mit dieser Belohnung für unsere Bemühung sind wir auch vollkommen zufrieden.

Wir müssen uns aber, um unsern Zweck desto sicherer erreichen zu können, die Freyheit nehmen, bey dem ersten Compliment, das wir diesesmal unsern Gönnern und Freunden machen, uns einige kleine Gefälligkeiten von ihnen auszubitten, deren geneigte Gewährung die ununterbrochene Fortsetzung dieser Schrift ungemein befördern wird.

Man wird es uns nicht verargen, wenn wir unsere Leser vor allen Dingen bitten, das schlimme Vorurtheil ja nicht wider uns aufkommen zu lassen, als ob es uns mehr darum zu thun wäre, gewisse kennbare Personen lächerlich zu machen, als das lächerliche und thörichte überhaupt anzugreifen. Nur eine boshafte Seele kann einen rechtschafnen Mann auf einer solchen Seite vorstellen, wo er in den Augen eines andern, eben so boshaften und niederträchtigen Geistes, eine lächerliche Gestalt gewinnet. Niemand wird dadurch gebessert. Was gehet ein Fehler, den nur ein einiger gemacht hat, und den oft nur ein einiger machen kann, das Publicum an? Eben so verhält es sich mit denen, deren ganze Aufführung einen lächerlichen Charakter verräth, und die eben deswegen schon so kenntlich sind, daß die Knaben auf der Straße

mit Fingern auf sie deuten. Solche Personen sind in unsern Augen ohnedem schon elend genug daran. Sie entwischen auch den halbneugierigen Augen ihrer Mitbürger eben so wenig, als ein für die Mode lebendes Frauenzimmer, einen neuen Kopfpuz an ihrer Freundin zu übersehen gewohnt ist. Wie unbarmherzig wäre es, wenn man sie in einer solchen Art von Schriften, gleichsam auf die Bühne stellen wollte, daß sie von iedermann möge gesehen und verspottet werden. Kommt dieses noch dazu aus einem unlautern Grunde her; hat man die Absicht einen solchen eben nicht zu bessern, sondern vielmehr zu kränken; empfindet man eine heimliche Freude darüber, wenn man seinen boshaften Zweck erreichet hat: so ist es desto schlimmer. Nein kein so boshaftes Herze traue man uns nicht zu. Wir haben es gewiß nicht. Und ferne sey es von

uns, daß wir ein Wort in der Absicht schreiben sollten, um iemand insbesondere zu kränken. Wir wollen bessern. Und wenn wir manchmal, um nicht immer in der ernsthaften Gestalt eines trockenen Sittenlehrers zu erscheinen, einen Harpax, einen Tartüffe, einen Don Quixote mit seiner Dulcinea sollten auftreten lassen: so versichern wir zum Voraus, daß wir unsere Charactere nicht von einzelnen Gegenständen entlehnen, sondern aus vielen ein ganzes zu machen suchen werden. Sind wir so glücklich manchmal nach der Natur zu zeichnen; wird sich iemand selbst an dem Bilde erkennen, das wir, ohne an ihn zu denken, und vielleicht gar ohne ihn zu kennen, entworfen haben, so bitten wir, daß derselbe mehr unsere Kunst bewundere, als uns mit dem Vorwurfe eines boshaften Herzens beschwerlich falle. Wir erinnern uns in einer ge-

wissen, sehr beliebten Wochenschrift einige Charactere gelesen zu haben, welche gewissen Personen so beleidigend vorkamen, daß sie sich so gar unterstunden, den Verfasser vor Obrigkeit zu belangen, und sich über Angriffe, die Ehre und guten Namen angiengen, zu beklagen. So lächerlich sich diese Leute dadurch vor aller Welt machten, indem sie ohne Folter das aufrichtige Bekenntniß abgeleget, daß sie eben die Thoren seyen, die man unter einem fremden Bilde gezeichnet hatte: so vortreflich fiel die Vertheidigung des angeklagten Verfassers aus, welcher seine Unschuld dadurch am besten beweisen konnte, daß er seinem Richter einige Stellen aus alten Schriftstellern vorlegte, die dasjenige vor vielen hundert Jahren griechisch oder lateinisch gesagt, was er seinen Landsleuten in ihrer geliebten Muttersprache zu

lesen gegeben hatte. Gewis ein lustiger Auftritt, der besonders manchen deuterischen Gelehrten behutsam machen sollte, für den es eine wahre Schande wäre, wenn man sich in die Nothwendigkeit müste gesetzet sehen, ihn mit Vorlegung solcher Stellen, die ihn billig nicht unbekannt seyn sollten, zu beschämen. Wir kennen die Regeln der Satyre einigermaßen. Was uns diese verbieten, werden wir sorgfältig zu vermeiden suchen: wir werden uns aber auch dasjenige, was sie uns erlauben, von unreifen Tadlern nicht wehren lassen, so lange wir glauben, daß diese Methode, die Menschen zu bessern, weder Sünde sey, noch der Religion, oder dem Staate, oder einzelnen Personen Schaden bringe. Möchte man nur immer gehörig nachdenken, und gewisse Vorurtheile, und besonders die unnöthige Menschenfurcht

ablegen: so würde man solche Schriften, wie die gegenwärtige ist, so lange sie die gehörigen Schranken nicht überschreiten, für eine so nüzliche und heilsame Sache erklären, daß man es für Pflicht halten würde, den Fortgang derselben gemeinschäftlich zu unterstützen und zu befördern. Wenn wir ein getreueres Gedächtniß hätten, so würden wir hier unsern Lesern eine Stelle, aus einem der vortreflichsten Bücher, dem englischen Zuschauer vorlegen, worinnen er diese Art von Schriften vertheidiget. Weil wir sie aber nicht gleich finden können, so wollen wir sie so hersetzen, wie wir sie nur beyläufig behalten haben.

Es giebt gewiße Fehler und Thorheiten, die eigentlich weder für die obrigkeitlichen Richterstühle, noch für die Canzeln, wo nichts als Ernsthaftigkeit herrschen soll, gehören. Die Geschäffte der

Obrigkeit sind viel zu wichtig, als daß man von ihr fordern könnte, sie sollte sich darum bekümmern, was ein junger Herr für lächerliche Moden und Geberden von seinen Reisen mit nach Hause gebracht hat. So ansteckend ein solches Uebel offt wird, und so weit sich dasselbe auch unter denen ausbreitet, die nie einen Schritt über das Vaterland hinausgethan haben: so wäre es doch ungerecht, wenn man von der Obrigkeit verlangen wollte, daß sie einen jeden Thoren vorladen, und ihn um seiner lächerlichen Aufführung willen bestraffen sollte. Eine solche Arbeit würde in das unendliche gehen, und alle, zu wichtigern Dingen bestimmte Zeit, wegnehmen. Der strengste Richter muß also, so sehr es ihm auch schmerzet, einem jeden die Freyheit laßen, für sein Geld, so viel Thorheit in der Fremde zu kauffen, als er nur immer einpacken und

fortbringen kann. Er muß sie so gar vor seinen Augen auskramen sehen, ohne sich zu regen. Eben so wenig schickt es sich für die Würde des Canzelvortrags, den Kammerdiener des gnädigen Herrn, der von Kopf bis auf den Absatz, nichts als der gnädige Herr ist, in seiner lächerlichen Gestalt vorzustellen. Wir wißen nicht, ob wir es tadeln oder loben sollen, daß man sich ehehin über die grossen Reifröcke namentlich auf den Canzeln aufgehalten hat. So viel aber vermuthen wir, daß es heut zu Tage schwerlich mehr geschehen wird, daß man eine neue Mode, mit Namen auf der heiligen Stätte verdammen wird, ob man gleich daselbst mit eben so vieler Billigkeit wider die Eitelkeiten der Welt zu eifern fortfähret, als eine wachsame Obrigkeit nie aufhören wird, durch allgemeine Geseze, sich dem Luxus der Bürger zu widersetzen.

Wir

Wir glauben jeder unsrer Leser werde uns also recht geben, wenn wir behaupten, daß manche Thorheiten, ohngeachtet sie uns sowohl zur Schande, als auch manchmal zum grösten Nachtheil gereichen, weder von den Richterstühlen der Obrigkeit, noch von den Canzeln eine Ahndung zu erwarten haben. Sollen sie aber deswegen ganz ungestrafft hingehen? Soll niemand auftreten, der gewissen Fehlern, die offt eine ganze Stadt bey andern lächerlich machen, Einhalt zu thun suche? Und wer soll dieses Amt über sich nehmen? Vielleicht jener finstere Mann, der sich zu Hause auf seinem grosväterlichen Lehnstuhl über die Ungezogenheiten der Welt in der Stille ärgert? dieser würde sich gewis bald selbst lächerlich machen, wenn er sich über andere zum Richter aufwerffen wollte. Vielleicht ist es damit gethan, wenn hier und da ein Cato

auftritt, und in einer Gesellschafft von Leuten die seines gleichen sind, über diese und jene Thorheiten eifert, die von denen, die ihn zanken hören, niemand an sich hat? Nein! Hiezu sind diejenigen am tüchtigsten, die sich mit einer leutseligen Mine, mit einem guten Hertzen, und aufgeheiterten Kopf, in dieser Art von Schrifften, einen Richterstuhl aufrichten, vor den sie alle diejenigen fordern, die der weltliche und geistliche Arm ohne Ahndung läßt und denen doch eine brüderliche Ermahnung, und bisweilen auch eine vätterliche Züchtigung die heilsamste Arzeney ist. So muß nach unsrer Meinung der Mann aussehen, der ein solches Geschäffte über sich nimmt. Wir wünschen diese Eigenschaften zu haben; und wie uns dieselben Beruf genug zu dieser Arbeit wären: so hoffen wir auch von unsern Lesern, daß sie dieselbe darnach beurtheilen,

und

und unsere oben angebrachte Bitte desto eher werden statt finden laßen.

Mit dieser Bitte aber ist ganz natürlich eine andere verbunden, die wir noch zu thun haben. Man verlange ja von uns nicht, daß wir den Beyfall für unsere Blätter, mit niederträchtigen Pasquilen und Verläumdungen erkauffen sollen. Es gereicht unserer Vaterstadt in der That nicht zur Ehre, daß ein paar Blätter vor einigen Jahren, so kurz ihre Dauer auch war, Beyfall gefunden haben. Der Grund warum sie gefielen und gekauft wurden, ist für die meisten gewis nicht rühmlich gewesen. So dencken die Verfasser der gegenwärtigen Fortsetzung der Macht der Vorurtheile. Sie werden also gewis nicht in die Fußstapfen jener Leute tretten; und sie hoffen, daß es ihnen weit mehr zur Ehre gereichen wird, wenn sie da-

rum zu schreiben aufhören müsten, weil man ihre Blätter deswegen, weil sie keine Anzüglichkeiten enthalten, nicht lesen mag, als wenn sie sich durch iene den grösten Abgang verschafften.

Daß uns Beyträge, die zu unserm Plan paßen, angenehm seyn werden, wird man uns ohne Schwur glauben. Wir haben also nach diesem Compliment weiter nichts mehr zu erinnern, als daß wir uns der beständigen Gewogenheit unsrer Leser, so, wie wir sie durch unsere Bemühungen verdienen werden, bestens empfehlen.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgege[illegible].

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes zweytes Stück.

Samstag, den 22 October, 1768.

Es giebt noch Menschen in der Welt.

Eine englische Geschichte.

Miß Dormer war das einzige Kind eines reichen und angesehenen Kaufmanns zu Edimburg. Sie war noch nicht achtzehn Jahr alt, so wurde sie schon von dem andern Geschlechte eben so sehr bewundert, als von ihrem eigenen beneidet. Mit der ausnehmenden Schönheit ihres Leibes, waren auch alle diejenigen Reize und alle diejenigen

Vorzüge auf das genaueste verbunden, die uns die sorgfältigste Erziehung verschaffen kann; und was sie noch liebenswürdiger machte, war dieses, daß sie alles dasjenige, was nichts, als eine natürliche Wirkung ihrer Schönheit war, blos der Gefälligkeit zuschrieb, die man für ihr Geschlecht, noch mehr aber für ihr Alter hatte.

Ihr Vater, der seit zehen Jahren Wittwer war, liebte sie mit der grösten Zärtlichkeit; und da ihn seine Tochter eben so zärtlich liebte, so schien ihrer Glückseligkeit nichts abzugehen, als dieselbe plözlich durch eine unerwartete Begebenheit gestöhret wurde. Dieser ehrliche Kaufmann hatte ohne Wissen seiner Freunde für einen gewissen Edelmann, der ihm einst einige Gefälligkeiten erwiesen, Bürgschaft geleistet, und sah sich ganz unverhoft in die Nothwendigkeit gesezt, einige beträchtliche Summen für

ihn zu bezahlen. Herr Dormer, dem dergleichen Verdrießlichkeiten etwas ungewohntes waren, wuste sich nicht zu helfen, und schoß das Geld zwar mit Seufzen, doch als ein ehrlicher Mann. Alle seine Hoffnung, seine Umstände wieder zu bessern, beruhete noch auf einem Schiff, das er alle Augenblicke aus Spanien erwartete. Aber auch diese, gieng mit dem Schiffe selbst, zu Grunde, dessen Verlust ihm von einem Freunde, der Theil mit an demselben hatte, bald darauf angekündigt wurde. Die betrübte Lage seiner Sachen konnte nicht lange mehr verborgen bleiben, und seine Verzweiflung darüber war unbeschreiblich. In dieser grausamen Verlegenheit erinnerte er sich an einen von seinen alten Freunden, welcher seit einigen Jahren etliche Meilen von Edimburg, seine Tage in der Einsamkeit zubrachte. Er schrieb an ihn, und Herr Howard, so hieß dieser

Freund, langte gleich den folgenden Tag bey diesem unglücklichen Kaufmann an.

Ich bin verlohren, sagte Dormer zu ihm, nachdem er ihm sein Unglück erzählet hatte, und niemand ist Schuld daran, als ich selbst! Gott, wie wird es meiner Tochter gehen? Was wird nun aus meiner geliebten, aus meiner allzu unglücklichen Nancy werden? Um dieser willen, und nicht um meinetwillen habe ich Sie, mein liebster Howard, zu mir kommen lassen. Ich bin es nicht werth, daß sie für mich sorgen. Sie alleine ist es, die mich rühret, und die es auch verdienet, daß Sie Mitleiden mit ihr haben. Arme Nancy! wie kann ich dir von meinem und deinem Unglücke Nachricht geben. Großer Gott, was wird dir dieses für ein Donnerschlag seyn! Zum Unglück ist iezt meine Tochter eben bey der Mylady Murray, und wird mit ihr in die Co-

mödie fahren. Was werden wohl morgen meine unbarmherzigen Gläubiger sagen, wenn sie dieselbe heute in dem Glanze erscheinen sehen, womit ich ihre Reizungen aus Zärtlichkeit für sie, und in der blinden Ungewisheit meines Unglücks zu erhöhen suchte. Empfinden sie nicht alles erschreckliche meiner Pein, die ich fühle, da ich den fürchterlichen Donnerschlag vor mir sehe, der bereit ist, dieses unschuldige und höchst unglückliche Opfer zu Boden zu schlagen? Können sie sich alles dasjenige vorstellen, was sie ihrem unwürdigen Vater vorzuwerfen hat? Sehen Sie, liebster Howard, dieses ist das einige, was mich bey meinem Unglück am meisten beunruhiget. Nur allein ihre Freundschaft kann diesem Kummer abhelfen. Howard beantwortete dieses blos mit einer zärtlichen Umarmung seines Freundes; und sodann lief er mit schnellen Schritten zur Lady Murray. Nancy,

die mit dem kostbarsten Schmuck gleichsam bedeckt, und mit Anbetern umgeben war, wollte eben in den Wagen der Lady steigen. Er zog sie auf die Seite, und bat sie, sie möchte augenblicklich mit ihm zu ihrem Vater gehen, wo ihre Gegenwart, um einer wichtigen Angelegenheit willen, höchst nothwendig wäre. Nancy liebte ihren Vater allzusehr, als daß sie einen Augenblick hätte anstehen sollen, diesem Freund zu folgen. Sie entschuldigte sich bey der Mylady, und sezte sich mit ihm in eine Miethkutsche.

Herr Howard redete anfänglich kein Wort, und saß immer in tiefen Gedanken. Endlich sagte Nancy zu ihm: Was haben sie doch, mein Herr? Ich sehe, daß sie ihre Thränen und Seufzer mit Gewalt zurücke zu halten suchen. Ist vielleicht mein Vater krank? Habe ich ihn doch diesen Morgen gesund verlassen. Sie seufzen. Gott! was haben

Sie mir etwa zu sagen. Ich freue mich, antwortete Howard, an ihnen ein empfindliches Herze wahrzunehmen. Das ist das kostbarste Geschenke, meine theure Miß, das uns der Himmel geben kann. Würde aber wohl dieses Herz eben so standhaft seyn, wenn es zum Besten ihrer Freunde, ja vielleicht in ihren eigenen Angelegenheiten, auf eine harte Probe sollte gesetzet werden? Gewis, schrie Nancy, mit Zittern, ist mein Vater gestorben! Sie wollen mich nur mit diesen Worten, auf eine so erschreckliche Nachricht vorbereiten. Nein, liebste Miß; erwiderte Howard. Beruhigen Sie sich. Ihr Vater lebet. Sie kennen mich, und wissen, daß ich ihnen die Wahrheit sage. Aber sein Herz ist, wie das meinige, einer ganz unbeschreiblichen Quaal und Unruhe ausgesetzet. Eine Ihnen bekannte Person, meine liebe Nancy, befindet sich in dem traurigsten Zu-

stande. Sie weiß sich nicht zu trösten; und gewisse Ursachen, die Sie bald erfahren sollen, nöthigen mich und ihren Vater, an dem Elende derselben Theil zu nehmen. Wie? mein Herr, sagte Nancy, ist es weiter nichts, als dieses, so bin ich wieder ruhig. Vielleicht ist mein Vater nicht sogleich, wie er gerne wollte, im Stande, diese unglückselige Person zu retten. Hier, mein Herr haben sie meine Börse, und wenn es nöthig ist, so befehlen sie auch über meinen Schmuck. Ueber ihren Schmuck? Meinen Sie das im Ernst? Liebste Nancy: Achten Sie denn solchen so wenig. Sehen Sie, wie kostbar derselbe ist! Wie kann ein Frauenzimmer von ihrem Alter und Stande ohne Schmuck seyn? Sie beurtheilen mich falsch, mein Herr, antwortete Nancy: ich kann denselben ohne alle Empfindung einer Reue fahren lassen, wann ich nur weiß, daß ich meinen Vater

damit einen kleinen Dienst erweisen kann. Herr Howard, war über die edlen Gesinnungen der Nancy höchst vergnügt, und hoffte, daß ihr die betrübte Nachricht, die sie nun bald erfahren sollte, nicht so schmerzlich fallen würde, als er sich anfänglich vorgestellt hatte. Er fuhr fort, ihr das Unglück und Elend einer eben so reichen als rechtschaffenen Familie zu schildern, in welches dieselbe, durch das mißgünstige Glück ganz plötzlich gestürzet worden war. Miß Dormer wurde durch diese Erzählung auf das äuserste gerühret, und rief endlich mit Thränen aus: Ich kenne diese Familie. Es ist Herr Darmont, der Vater der Miß Fanny, meiner liebsten Freundinn, den ein neuer Verlust ohne Zweifel vollends in das gröste Elend gestürzet hat. Eilen Sie, mein Herr! nehmen Sie dieses Geld, und diese Steine, die ich leicht entbehren kann. Bringen Sie es ihnen

alles, und suchen sie diese Unglückselige, die mein Vater liebet, und die ich äusserst bedaure, einigermassen wieder aufzurichten. Dieses einige bitte ich Sie, sagen Sie es Ihnen nicht, von wem dieses kleine Geschenke kommt. Einen Elenden muß man nicht beschämen. Dieses war für Herrn Howard zu viel. Sein Herz wollte ihm brechen. Nancy, wunderte sich über sein Stillschweigen. Sie sahe ihn an, und merkte, daß er sich Mühe gab, seine Thränen zurück zu halten. Dieser Auftritt, dieses Stillschweigen, und eine geheime Ahndung, offenbarte ihr einen Theil der Warheit, und die Art, wie ihr Herr Howard ihr Geld und ihre Steine zurück gab, bestärkte sie noch mehr in ihrer Vermuthung. Ach, mein Vater! rief sie seufzend aus: wie sehr beklage ich Sie. Doch ich bin schon zufrieden, wenn Sie nur noch leben.

Indem sie Herr Howard in Herrn Dormers Zimmer führte, suchte sie alle ihre Standhaftigkeit zusammen zu fassen, und eine Gelassenheit an sich zu nehmen, die in solchen Fällen ein ausserordentliches Geschenke der Vorsehung ist. Sie haben uns, sprach sie zu ihm, einen Dienst geleistet, der ihrem Herzen theuer muß zu stehen gekommen seyn. Sie hätten uns aber auch keinen wichtigern Beweis von Ihrer Freundschaft geben können, als diesen. Sparen Sie diese grosmüthige Thränen. Heben Sie solche für meinen Vater auf. Sein Alter und seine Schwachheiten verdienen sie weit mehr, als ich. Herr Dormer saß äusserst betrübt in seinem Zimmer, so bald er aber die Stimme seiner Tochter hörete, ermunterte er sich. Er lief ihr entgegen und drückte sie an seine Brust, war aber nicht im Stande ein einziges Wort zu reden. Nancy bewillkommte ihn mit gleicher

cher Zärtlichkeit, und versicherte ihn mit der grösten Lebhaftigkeit, daß sie mit ihrem Schicksal vollkommen zufrieden seyn wollte, wenn nur ihr Vater lebte, und sich beruhigte. Und in der That war auch nichts im Stande, ihm sein trauriges Schicksal einigermassen erträglich zu machen, als die Standhaftigkeit, mit welcher er selbiges seiner Tochter ertragen sah. Ohne die Leser mit einer verdrießlichen Erzählung eines betrübten Auftritts aufzuhalten, bemerken wir nur, daß, nachdem Herr Dormer seine Sachen in das reine gebracht, der traurige Schluß dieser war, daß er schlechterdings verlohren sey. Nancy war bey dieser Untersuchung gegenwärtig. Sie konnte aber nun nicht länger aushalten. Sie begab sich daher auf ihr Zimmer, um nicht nur ihren Thränen freyen Lauf zu lassen, sondern auch auf Mittel zu denken, wie etwa der gänzliche Untergang ihres Vaters noch möchte abgewendet werden.

Sie wuste, daß Sir Thomas Stanley, der vornehmste Gläubiger des Herrn Dormers sey; sie wuste aber auch, daß dieser Herr in einer allgemeinen Achtung stunde. Ihr guter Geist gab ihr alsobald den Gedancken ein, daß sie zu ihm gehen, und ihm ihre Noth vortragen wollte.

Kaum hatte sie diesen Entschluß gefasst, so suchte sie alle ihre Kostbarkeiten zusammen, die sie grösstentheils der Gütigkeit ihrer Grosmutter zu danken hatte, legte sie in ein Kästgen, ließ eine Miethkutsche kommen, und begab sich, ohne daß die beyden Freunde, die noch immer beysammen waren, etwas davon innen wurden, dahin. Sobald sie in Sir Thomas Stanley Hause war, wandte sie sich an einen alten Bedienten vom Hause und bath vor seinen Herrn gelassen zu werden. Dieser führte sie in ein sehr prächtiges Zimmer, welches sie ohnezweifel mehr ihrer Bescheidenheit und Aufrichtigkeit, die auf ihrem Gesichte abgebildet war, als ihrem Anzug zu danken

hatte,

hatte, der mehr dazu eingerichtet war, Mitleiden, als Hochachtung zu erregen. Hier hatte Nancy Zeit, die Folgen ihres Besuchs zu überlegen, an die sie nicht anders, als mit Zittern denken konnte. Auf einmal wurde die Thür geöfnet; sie sahe einen Mann von ohngefähr vierzig Jahren hereintreten, der eine gute Miene hatte, und prächtig gekleidet war. Derselbe gieng, ohne sie zu sehen, auf einen Tisch zu, nahm seinen Stock und Degen, und war im Begrif wieder fort zu gehen. Miß Dormer schloß hieraus, daß man sie anzumelden müste vergessen haben. Sie wollte es also lieber wagen, sich selbst zu erkennen zu geben, als diese so erwünschte Gelegenheit, die sich ihr selbst anboth, mit Sir Thomas zu reden, aus der Hand zu laßen. Sie gieng auf ihn zu, und bath sich mit zitternder Stimme, die Erlaubniß aus, einen Augenblick mit ihm zu reden; die ihr auch ohne Anstand bewilliget wurde. Setzen Sie sich Madame, sagte er zu ihr, und machen sie mich

so glücklich, ihre Befehle zu vernehmen. Ach Sir Thomas! erwiederte sie, diese Worte schicken sich nicht für eine so unglückliche Person, die in keiner andern Absicht zu ihnen gekommen ist, als Sie um Mitleiden für den besten, für den unglücklichsten der Vätter anzuflehen, der in Gefahr stehet, in das äusserste Elend zu gerathen, wenn ihn nicht Ihre grossmüthige Hand zu Hülfe kommt. Nancy erzählte ihm hierauf unter Vergießung häufiger Thränen, den ganzen Verlauf des Unglücks, welches ihr Haus betrofen hatte, mit einem Ton der Wahrheit, den noch nie ein edler Geist hat wiederstehen können. Nachdem sie dieser Herr, der gerade gegen ihr übersaß, mit aller Aufmercksamkeit, die eine so wichtige Sache erfodert, angehöret, nachdem er verschiedene Fragen an sie gethan hatte, um ihr Gelegenheit zu geben, ihm die Schönheiten ihrer Seele kennen zu lernen, die ihn eben so sehr reitzten, als der Glanz ihres Körpers; so versicherte er sie, daß er den folgenden Morgen ihren Vatter selbst sprechen, und

ihn

ihn zu trösten suchen wollte. Miß Dormer kam ganz ausser sich. Sie stund auf, und wollte ihm zu Füßen fallen, welches er aber zu verhindern suchte. So erlauben sie doch; fuhr sie sodann fort, mein Herr, daß ich dieses Kästgen ihren Händen anvertraue, worinn alles dasjenige, was uns noch übrig geblieben, eingeschlossen ist — — Wollte der Himmel, daß es noch tausendmal mehr werth wäre! Nein Madame! Nein, schrie er. Je schöner diese Handlung ist, desto abscheulicher würde es seyn, wenn ich dieses Pfand von ihnen annehmen wollte. Gehen Sie hin, Madame, trösten Sie ihren Vatter. Ich schätze mich glücklich ein Frauenzimmer zu kennen, welches meine ganze Hochachtung verdienet, und bin unendlich vergnügt, daß ich mich in den Stand befinde, ihnen eine so kleine Gefälligkeit zu erweisen.

Die Fortsetzung folget.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes drittes Stück.

Samstag, den 29 October, 1768.

Die Begierde in der Welt etwas Großes vorzustellen, ist eine rechte Krankheit. Wenige Menschen können sich rühmen davon befreyt zu seyn, und beynahe alle suchen bey dem Glück, als dem hiebey so hochberühmten Arzt, ihre völlige Genesung. Gleichwie aber nicht einerley Krankheiten, mit gleichen Hülfsmitteln können gehoben werden; eben so wenig dient dem einem dasjenige zu seiner Erhebung, was dem andern in glückselige Umstände versezt hat.

Es ist immer eine entsetzliche Thorheit, wann Eltern ihre Kinder, noch ehe sie einmal das Licht der Welt erblickt haben, schon zu diesem und jenem Stande bestimmen; wann sie sich die unzeitige Geburt schon als einen Staatsmann oder Geistlichen lebhaft vorstellen; wann sie schon zum voraus den lächerlichsten Plan hiezu entwerfen, ohne einmal diejenige Zeit abzuwarten, da ihnen von redlichen und rechtschaffenen Personen kan gesagt werden, daß der hofnungsvolle Sohn viel zu dumm ist, als daß er zu irgend einem Handwerk, geschweige dann daß er, nach der Elterlichen Bestimmung, könnte gebraucht und angewandt werden.

Bey solchen Eltern nun, die Vermögen und Reichthum genug haben, hat eine solche erfreuliche Nachricht, sehr geringe Folgen; man glaubt nemlich was man selbst für gut hält, man giebt diesen

gelieb

geliebten Sohn andere Lehrer, die vermög einer feinern Denkungsart, auch viel feiner, viel richtiger; und zwar auf folgende Weise schließen: weiln das Geld, sagen sie, das einzige bewährte Universalmittel ist, dadurch dasjenige etwas ist, was wirklich nichts ist, und dasjenige geschieht, was noch nicht geschehen sollte; Dero vielgeliebter Herr Sohn auch vermöge Dero getreuen Sorgfalt niemals Mangel daran haben wird; als können sich auch Dieselben die gewisse Rechnung machen, daß Sie alles dasjenige an Ihrem zärtlich geliebten Sohne erblicken werden, was Sie mit Hülfe der bewährten Essenz aus ihm zu machen gedenken. R. E. D.

Gewiß keiner Schlußfolgerung ist jemals so viel Ehre angethan worden, als dieser; sie wurde nicht nur gut bezahlt, welches sich die abstracten philosophischen Schlüsse in ihren Leben nicht zu getrösten

haben; sondern sie wurde auch alle Tage nach abgelesenen Morgensegen, fleißig wiederholt, ja alle Unternehmungen, in Absicht dieses theuren Stammhalters, waren nach solcher, als nach einem richtigen und verjüngten Maaßstab abgemessen und eingerichtet: Die Schuljahre giengen bey ihm weit eher zu Ende, als sonsten deren gewöhnliche Endigung ist. Ein Lehrer schob ihn, gleichsam den andern zu, nur damit Sie ihn fein bald, für seines Vatters Geld, an den Ort brächten, wo man seinesgleichen nicht anzutreffen vermuthet. Die hohe Schule war der zweyte Ort seiner abgezirkelten Bestimmung, daselbst war sein Hauptumgang mit dummen und dürftigen Personen, wobey er das Glück hatte sein eigenes Talent in Uebung zu bringen, und dann zu lernen, wie man sich in den zweyten Fall zu verhalten habe. Die dritte Bestimmung war über den Rhein und wie-

der herüber zu fliegen; auch dieses geschahe mit so gutem Erfolg, daß sich jedermann verwundern muste, wie es möglich, daß seine Flügel, ohne die gänzliche Art nicht anzunehmen, es haben dauren können. Endlich gieng es über den lezten Auftritt, nemlich über das Heyrathen her, da war um so viel leichter fortzukommen, weiln man ihm, schon da er zu athmen anfieng, diejenige unter den reichsten und klügsten, (welches gemeiniglich beysammen seyn muß,) auserlesen hatte, die nach 18. Jahren seine geliebteste Helfte ausmachen sollte. Er bekam sie auch, und nicht nur sie allein, sondern mit ihr zugleich ein Amt, Kinder und was dazu gehört, nemlich die gänzliche Erbschafft seiner Eltern, denn diese sturben, für Freuden.

Die Art demnach in der Welt mit Geld sein Glück zu machen, ist gewiß die leichteste, die sicherste

und geschwindeste, wie auch die dauerhafteste: etwas langweiliger, verdrüßlicher, unbeständiger und äuserst beschwehrlicher aber ist dagegen, die Art durch mächtige Freunde und Patrone sich in die Höhe zu schwingen. Langweilig wird es uns dadurch gemacht, weil wir meistens bey solchen Gelegenheiten mit Personen zu thun bekommen, denen es eben so sauer geworden ist, bis sie zu den erhabenen Posten gelangt sind, darinnen sie wiederum andern zu helfen im Stande sind, und die dahero das Wieder-Vergeltungs-Recht mit der äußersten Strenge beobachten, wohleingedenk, daß es ihnen eben so viele Krümmungen, eben so viele saure Tritte, eben so viele Herablassung gekostet hat, als sie nun von demjenigen wiederum erwarten, deren sie sich hinwiederum anzunehmen, so eifrig angegangen werden. Es ist dahero auch solchen mächtigen Mäcenaten ihr geringster Kummer,

ob wir Hofnungs- oder Trostlos voll uns ihnen empfehlen, denn sie gedenken, und zwar sehr billig, daß wenn wir an ihrer Stelle wären, so würden wir es nicht besser machen. Ueberhaupts werden wir auch dieses fast gemeiniglich antreffen, daß man uns nicht nach dem Zustand, darinnen wir schweben, sondern aus dem man uns betrachtet, abmisset. So sieht der Reiche den Bettler als eine Creatur an, die ihr Glück wohl hätte machen können, wann sie gewollt hätte; weil sie es aber aus der Acht gelassen (glimpflich davon zu reden) so seye sie ihm auch äusserst beschwerlich mit ihrem Allmosen fodern, und so seye sie ihr auch nicht verbunden etwas zu geben, noch sich, ihrer dürftigen Umstände anzunehmen, verpflichtet. Da wir, wann wir uns in gesegneten und glückseligen Umständen befinden, nicht leicht zu befürchten haben; daß es uns an Gönnern an Freunden, die

uns und wir sie brauchen können, fehlen wird; so haben wir dagegen desto mehr Vorsicht anzuwenden, daß wir unsere mächtigen Freunde, und zugleich unser ganzes Glück nicht verlieren, wann wir uns in dem entgegen gesezten Fall befinden. Der Mächtige, der Angesehene, der Reiche hat nichts, wie er glaubt, zu befürchten, wann er den ohnmächtigen, den minder angesehenen, den Armen, zu Boden drückt. Er hat keinen Ankläger, keinen weltlichen Richter zu scheuen, er macht den Spruch selbsten, und dessen Vollziehung erfolgt um so viel schneller und gewisser, da alles bereit ist, seinen Befehl, seinen Wink, zu folgen.

Glückliche Heyrathen, reiche Mariagen haben manchen schon in solche glückselige Umstände versezt, daß man ihm, nach dem Aeusserlichen betrachtet, ohnmöglich anders, als höchst beglückt hat nennen

 können.

können. Aber wie viel lotteriemäßiges haben solche Verbindungen nicht an sich? Und was das schlimmste noch hiebey; so kan man anfänglich glauben, einen guten Treffer bekommen zu haben, bald aber zeigt es sich, daß man mit einem ewigen Nihil ist herausgekommen. Es versteht sich aber von selbsten, daß das Nihil auch bisweilen generis masculini seyn kan; denn wir können, ohne der Wahrheit einen gewaltigen Abbruch zu thun um uns selbst eines unverzeihlichen Vorurtheils zu beschuldigen, nicht läugnen: daß das schöne Geschlecht auch nicht immer in dieser Lotterie gewinnt, sondern daß oft manche Schöne schon zwey bis drey Fehler hintereinander bekommen hat.

Der Begriff, daß die Ehen im Himmel sollen geschlossen werden, ist schon so stark veraltet, und durch die tägliche Erfahrung des Gegentheils, so zu-

rückgeworfen; daß man sich versündigen würde, wenn man diesen altfränkischen Grundsaz wieder hervorbringen wollte: indessen dient er doch noch für alte Jungfern, für übriggebliebene Junggesellen, für lahme Wittwen, für gebrechliche Wittwer, zu einen wahren Trost und Hofnung, daß diejenige Person noch nicht erschienen sey, die ihnen von der Vorsehung sey erkiest worden; Nur wehe! derselben, die dafür erkannt wird. Eine Frauensperson hat immer eher Gelegenheit den wesentlichen Character einer Mannsperson zu untersuchen und auszuforschen, als dieses von dem männlichen Geschlecht geschehen kann, So wie der Vogler mit unverwandten Blicken, den sorglosen und muthwilligen Springen, seines nun bald im Garn sich fangenden Vogels, beständig nachsieht; da dieser indessen, stolz auf seine Freyheit, an nichts wenigers, als daß man auf ihn sieht und lau-

ert, gedenket: eben so frey und eben so unschuldig gehen auch wir Mannspersonen einher; da inzwischen das schöne Geschlecht uns, wir aber sie nicht beobachten können. Es verdienete dahero die Frage: ob es nemlich zur Verhütung des wechselseitigen Anführens nicht besser wäre, wann der Umgang von beederley Geschlecht nicht so gar eingeschränkt sey? allerdings einiger Untersuchung. Nur aber fragt sichs wieder, wer soll untersuchen? wer soll entscheiden? Bey der Untersuchung wäre vor allem erforderlich, daß beede Theile zusammen träten, und da könnte es leicht geschehen, daß es blos bey der Untersuchung bliebe. Wer soll entscheiden? Die Alten? die lassen die Jungen nicht gelten. Die Jungen? die verwerfen die Alten. Mithin müßte schon ein Mittelding ausfindig gemacht werden, dadurch Alter und Jugend könnte zufrieden gestellt werden.

Das Alter hat in der That, sowohl in Ansehung der Beurtheilungskraft, als auch der Erfahrung, solche Vorzüge, dagegen die Jugend das Maul halten muß. Wir würden dahero, wann es auf uns und auf die berührten Eigenschaften allein ankäme, demselben die Entscheidung auftragen; allein ein einiger Umstand macht, daß wir in dieser Sache, das Alter, als Richter betrachtet, selbst verwerfen müssen. Nichts, sagte uns einsmal eine betagte Dame, ist mir mehr ärgerlich als wenn ich mich an die Vergehungen meiner Jugend erinnere; denn ob sie zwar gleich im Hauswerk äusserst unschuldig zu nennen waren, so ärgern sie mich doch, und wenn ich eine Tochter hätte (zu allem Glück aber hatte sie keine) fuhr sie erhitzet fort, so sollte sie mir bey Tag nicht zum Fenster hinaus gucken dörfen. Wem wird nicht sogleich der Gedanke beyfallen, daß die Aergerniß

dieſer Matrone eben nicht wegen des Vergangenen, herrühret; ſondern daß ihr gegenwärtiger Zuſtand daran ſchuld war, der ſie über die Vergehungen hinaus ſezte? Mit einem Wort, das Alter kan deswegen in dieſer Sache kein Endurtheil ſprechen, weiln Empfindungen, Rührungen dazu erfoderlich ſind, die aber bey ſelbigen fehlen, und mann es ſich ja noch derſelben erinnert, nicht anders als mit Verdruß und Widerwillen daran gedenken kan.

Ob zwar gleich der Umgang unter beederley Geſchlecht, nach denen ſtrengſten Regeln der Erbarkeit, Sittſamkeit und Unſchuld, ſo wie er in unſern vorgelegten Fall ſeyn ſollte, und müßte, eingerichtet ſeyn kan: ſo wollten wir doch der freyen Jugend die Endſcheidung unſerer wichtigen Frage nicht gerne alleine überlaßen; weil wir ja alle wiſſen, daß es immer heißt: Jugend hat nicht Tugend, die Jugend

handelt

handelt unüberlegt, ist voreilig und was dergleichen bittere Vorwürfe mehr sind. Aus diesen und noch mehr andern Gründen, worunter die Partheylichkeit einen Haupt-Plaz verdienen könnte, ist es weder thuerlich noch rathsam, daß die Jugend das Richterliche Amt auf sich nähme. Damit wir aber doch in einer so höchstwichtigen, das allgemeine Wohl betreffenden und die Ehre so sehr befördernden Sache, nur einigermaßen zeigen, wie etwann diese Himmelberührende Berge könnten überstiegen werden; so wäre unser alleiniger Rath dieser: es sollte eine Commißion von zwölf paar Verehlichten niedergesezt werden; ein jedes Paar müste schon funfzehn Jahr mit einander haußen, auch dörfte keines von ihnen über vierzig Jahr alt seyn. Diese zwölf Paare müßten nun ehe sie zu der Endscheidung selbst schritten, ein jedes besonders einen cörperlichen Eid ablegen; daß

Sie,

Sie, nachdem sie nun schon funfzehn Jahr verehlicht wären, demohngeacht einander noch eben so treu, so zärtlich, so beständig, so aufrichtig lieben, als am ersten und zweyten Tag ihrer Verehligung; und daß sie auch, wenn sie gleich wiederum frey and ledig, mit einem Wort, in ihren unverehligten Stand wiederum könnten gesezt werden, demohngeacht keine andere Person, als ihre geliebte Helfte, wählen würden. Ferner, müßte ein jedes schwöhren, auf Eid und Gewissen getreulich und wahrhaft anzugeben, wie sie seyen mit einander bekannt worden, ob sich ihre Bekanntschafft mit dem Brautstand angefangen, oder ob sie schon vorhero und wie lang, einen unschuldigen Umgang mit einander gepflogen haben. Bey demjenigen Ehepaar, da sich die Bekanntschafft erst im Brautstand angefangen, und folglich zu schlüssen, daß die ehemalige Jungfer ist sehr scharf bewacht worden, muß der Bräutigam besonders schwöhren, daß ihm die Sorgfalt der Schwiegermutter

mutter ist wohl zu statten gekommen. Wann nun alles dieses seine vollkommene Richtigkeit hat, so wird es sich hernachmals bey Sammlung der Stimmen schon geben, ob es zur Erhaltung einer vergnügten, einer beglückten Ehe, besser sey, erst im Brautstand oder schon zuvor, einander kennen zu lernen? Ferner, ob die Türcken, oder wir recht haben?

Da wir nun nicht zweifeln, wir werden durch einen so wichtigen und gemeinnützigen Dienst, so wohl unsere Leser als Leserinnen auf eine vorzügliche Art, uns verbindlich machen; so werden sie uns auch hinwiederum behülflich seyn müssen, daß wir diese vier und zwanzig glückseelige Sterbliche bald zusammen bringen; damit wir nicht bloß für unsere Nachkommen arbeiten, sondern selbsten die Früchte unserer Bemühungen einzuärndten im Stande sind.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes viertes Stück.

Samstag, den 5 Novemb. 1768.

Was macht es, Weisheit spricht! daß Menschen irrend fehlen,
Und nach dem Glücke sehn, und sich ihr Unglück wählen?
Ein eitler Unverstand, den Lüsternheit regiert,
Der ists, der Sterbliche zum Untergange führt.
Klug weiß der Mensch die Noth, die ihn bedräut zu nennen,
Und dennoch säumt er nicht, ihr willig nachzurennen.

Unsere gesitteten Zeiten verdienen deswegen eines besondern Lobes und Vorzugs, daß man sich so viele Mühe giebt, die Laster und Thorheiten der

rer Menschen zu schildern, solche als unanständig und verabscheuungswürdig abzumahlen, und dagegen die Tugenden und deren erhabene Vorzüge auf alle Art und Weise anzupreisen. Es würde uns Menschen zwar zu einem noch ungleich größern und vollkommenen Ruhme gereichen; wann man mit Grunde der Wahrheit sagen könnte: diese Bemühung seye überflüßig; die Menschen seyen jezo ganz anders gesinnet, als sie vormals gewesen, die Laster wären von ihnen verbannt, und nur der Nahme davon seye ihnen noch bekannt. Wie glücklich würden wir nicht alle seyn, wann wir dieses ohngeheuchelt und mit Wahrheit von uns rühmen könnten? Da wir aber durch die tägliche Erfahrung, durch die Handlungen der Menschen von dem Gegentheil überführt werden; da die Laster, wo nicht in einem stärkern, doch in einem gleichen Schwung fortgehen;

hen; so werden auch wir nicht aufhören selbige in ihrer wahren Blöße vorzustellen, und deren Abscheulichkeit, so viel in unsern Kräften und Vermögen seyn wird, auf das lebhafteste abzubilden. Ein Schreiben, so uns ohnlängst von einem alten Bekannten ist zugesendet worden, kann ein wahres Zeugniß, wie weit die Thorheit und Laster derer Menschen zu gehen im Stande sind, ablegen. Der Inhalt lautet also:

Mein lieber Freund!

Sie wundern sich, daß ich schon verheyrathet bin, und fragen sehr begierig nach der Beschaffenheit meines Amtes. Aber meinen Sie dann im Ernst, daß man ein Amt haben müsse, wann man heyrathet? O! wie sehr irren Sie sich! Eben deswegen habe ich geheyrathet, damit ich ein Amt bekomme.

Lachen Sie nur immer, dieses soll mich doch nicht abschröcken, Ihnen zu sagen, daß ich so gar schon zwey Jahre verheyrathet bin, und wenn Sie aufgehöret zu lachen, so lesen Sie weiter. Meine Frau hat zwey tausend Gulden zu mir gebracht, und ich besitze eben so viel. Diese hat mein alter Schwiegervater auf Zinßen ausgeliehen, und sich Häuser und Höfe, Leib und Seele, dagegen verschreiben lassen. Meine Frau ist nicht wenig häßlich, und ich wollte noch damit zufrieden seyn, wenn sie nur nicht so unersättlich geldbegierig wäre. Sie trägt noch die Kleider, die ihre sel. Großmutter hinterlassen hat; dahero giebt sie auch nicht zu, daß ich ein anderes Kleid trage, als was in dem Trödel oder von Juden gekauft wird, die ihres Vaters beste Freunde sind, und im Handel besonders billig mit ihm verfahren. Sie isset sich niemals satt, ausser wenn

sie

sie auf eine Hochzeit, oder sonst wohin kommt, da sie bezahlen muß, welches aber allemal geschiehet, wenn sie es nicht vermeiden kann, und gewiß ihre Plagen nicht wenig vermehret. Zu Hause gehet es sehr schmal zu. Sie kann niemals viel essen und ist schon satt, wenn man die Speisen auffetzet. Man isset nicht öfter, als dreymal die Woche Fleisch, welches auch sehr schlecht ist, weil sie gar wenig kaufet. Dabey ist das vornehmste Getränk, Wasser. Alle Sonntag bekomme ich einen Braten, aber ja nicht in meinem Hause, denn an diesem Tag speisen wir bey ihrem Vater, und wenn derselbe alsdann nicht zu Hause ist, so bekomme ich eine Maaß Bier und 15 Kreuzer. Das Geld steckt meine Frau zu sich, und giebt mir ein elendes Stück Rindfleisch davor. Doch ist es mir angenehmer, als wenn ich bey ihrem Vater speise, weil mir derselbe allen Appetit

durch

durch seine Predigten vom Sparen und Wirthschaften verderbet. Wenn ich aber demohngeachtet brav esse, so spotten sie auf eine sehr witzige Weiße über meine Leichtsinnigkeit. Von Gesellschaften wissen wir gar nichts, ausser mit einigen Anverwandten, die eben so gesinnt sind, und wo man von nichts als vom Sparen, bösen Zeiten, Verfall der Sitten und denen gottlosen Leuten redet, die vernünftig sind, und sich etwas zu Gute thun. Meine zwey Kinder werden so hart erzogen, daß sie gewiß schon gestorben wären, wenn sie nicht eine so gute und dauerhafte Natur hätten. Ich darf nichts als Thee trincken, und ob ich gleich keinen Zucker brauche, so wird er mir doch täglich vorgeworfen. Kafe ist bey uns nicht gewöhnlich, und meine Frau wird hitzig, wenn sie hört daß diejenigen noch nicht verderben wollen, die solchen trincken, ob sie ihnen gleich einen nahen Ver-

derb

derb prophezeiet. Ich rauche gerne Toback, aber ich bekomme keinen andern, als den allerschlechtsten und wohlfeilsten, den mein Schwiegervatter selbst schmauget und mir schenket. Ich muß es nur gestehen, mein Lieber Freund, meine Gedult hat schon zuweilen aufgehört, aber ich habe mein Elend nur vergrössert, wann ich meinem Weibe hart begegnet bin. Zudem muß ich auch befürchten, daß mich ihr Vatter in seinem letzten Willen oder sonst krän-

ken dürfte, denn er hat, so niederträchtig er auch ist, dennoch ein großes Ansehen. Wenn er kalt ist und ich meine Gütter selbst verwalten kann, so werde ich eine ganz andere Lebensart anfangen und meine Frau leichte unter das Joch bringen. Aber vor allen muß ich den Dienst erst haben. Wie würde man mit mir umgehen, wenn man erführe, daß ich unterdessen Schulden mache? Ich bin deswegen zu

meiner Schwester gereißt, damit ich Geld borge und in geheim besser leben kann. Ich bin meinen Schwager schon hundert Thl. schuldig, und werde vor meiner Abreisse noch hundert von ihm bekommen. Damit will ich einige kleine Schulden vor Knaster, Kafe, Essen, Spielgeld und dergleichen Dinge abtragen, die ich aus Vorsicht, am dritten Orte genieße. Noch eins. Meine Frau würde ein ächtes Bild abgeben, darnach man den Geiz und den Neid abzeichnen könnte. Sie hat eine spitzige Nase, ein gleichförmiges Kien und Stirne, ein großes Maul, häßliche und boshafte Augen, eine bleiche Farbe, einen verdrießlichen Gang. Da Sie, mein lieber Freund, in Schilderungen sehr glücklich sind, so können Sie einen Versuch darüber anstellen, ich will sie loben, wenn der Abriß so

gut als das Original ausfällt. In dessen Erwartung bin und bleibe ich wie allezeit

Dero

alter Freund

Socrates.

P. S. Sollten Sie Belieben tragen, meinen Brief drucken zu lassen, so lassen Sie nur meinen wahren Nahmen aus, dann ich bin wohl damit zufrieden.

Wem wird wohl nicht der Zustand unsers Socratischen Freundes äußerst nur glückseelig, seine Standhaftigkeit aber dabey höchst bewundernswürdig vorkommen? Ueberhaupt ist nichts lächerlichers, als diejenigen Personen, welche, so bald sie die Jahre haben, auf nichts mehr, als auf das Heyrathen bedacht sind. Mehrentheils wird man sehen, daß diejenigen am begierigsten nach dem Ehestande

sind, denen es an einer guten Erziehung gefehlt hat. Diese elenden Leute pflegen nichts, als die unordentlichsten Begierden zu hören. Der Geiz, der Hochmuth, die Wollust sind die alleinigen Triebfedern ihrer Entschließungen. Ein Mädgen, daß einige tausend Gulden zur Mitgift bekommt, ein junger Mensch, der eine große Erbschaft erlanget, oder in ein einträgliches Gewerbe tritt, sind fast keine Stunde von Heyrathen sicher. Sie fühlen gewisse Leidenschafften, man thut ihnen einen Vorschlag, durch dessen Annehmung sie solche befriedigen können, und locket ihnen mit so vieler Freude das Jawort ab, daß sie mit Vergnügen einen Stand wählen, den sie gar nicht kennen. Das junge Mädgen, der junge Mensch, heyrathen sich. Beide wissen nicht, daß das Wirthschaften was anders sey; als eine beständige Bemühung Geld zu bekommen, gegen

andere

andere unempfindlich zu seyn, nur für sich zu sorgen, niemahls an die Vergänglichkeit ihrer Güther zu gedenken, überhaupt alles Unrecht zu ihrem Vortheile auszuüben, wenn man dabey der Strafe der Obrigkeit entgehen kann. Ist es möglich, daß solche Leute glücklich sind. Da sie die Stimme der Natur nicht hören, wie können sie das Vergnügen der Liebe und der Freundschaft empfinden? Diese Leute kommen uns als ein paar Menschen vor, die einen Vertrag mit einander gemacht haben, dessen Inhalt dieser ist. Wir wollen mit einander Kinder erzeugen, und unser ganzes Leben durch, lügen, betrügen, schwöhren, geizen, damit unsere Kinder auch solche Narren werden, wie wir sind, oder auf eine unvernünftige Art prahlen und verschwenden können.

Wie unseelig sind solche Leute?

Die

Die Unwissenheit des Guten, welche die Eltern ihren Kindern so freygebig mittheilen, ist die Quelle der Begierde zu heirathen. Die Ehe hat so viele Reizungen, daß ein gesunder und vernünftiger Mensch allerdings davon gerührt wird; aber so angenehm ihm die Vernunft dieses Bild eines so nothwendigen Standes machet, eben so vollkommen drücken sich dessen Züge in sein Herz ein. Davon kann er nicht abgehen, ohne seine Ruhe zu verlegen und sich einen Vorwurf zu machen, der die Richtigkeit seines Verstandes in Zweifel ziehet. Alles dasjenige, was uns die Sittenlehre von der Freundschaft saget, muß bey der ehelichen Liebe eintreffen. Kann ich aber vernünftig seyn, wenn ich eine Begierde nach der Freundschaft habe, und den ersten den besten Menschen zu meinem Freund annehme? Gewiß nicht. Doch könnte man bey der Freundschafft eine

solche Unvorsichtigkeit noch eher entschuldigen, als bey der ehelichen Liebe; denn die Neigungen des Herzens sind bey der Freundschafft immer frei. Ich kann einen solchen Menschen ohne Auffehen, ohne Aergerniß zu geben, verlassen, der meiner Zuneigung unwürdig ist. Doch bey der ehelichen Liebe währet das Band der Gesetze fort, wann sich gleich das Herz seinen Irrthum gereuen läßt. Welche Vorsicht muß man also in der Wahl haben, wo man ohne Sünde nicht leicht mit seinem Freunde brechen kan? Dennoch sehen wir täglich, daß die Leute nirgend unvorsichtiger sind, als im Heyrathen. Zuweiln gelingt es so gut, als wenn sie die richtigste Vernunft zur Führerinn gehabt hätten; aber das ist ein glücklicher Zufall, der zu keinem Beweggrund geschickt ist. Wir können allemahl unendlich mehr Beyspiele vom Gegentheil anführen. Eine urtheilende

lende Aufmerksamkeit wird uns diese Wahrheit überzeugend beybringen.

Das geraubte Schäffgen.

In einer Stadt befanden sich zugleich,
Zween Männer, einer arm, der andere groß und reich.
Der Reiche sahe stets in Tagen voller Freuden
Die Heerden seines Hofs auf grünen Hügeln weiden.
Die Rinder unzerstreut, bey jungen Farren ruhn,
Der Geist und Widder Muth im Felde frölich thun;
Die Lämmer ohne Fehl um ihre Mutter springen,
Das Lastvieh durch den Klee mit reichen Bürden dringen;

Die

Die Blüthen dicker Sant sich an den Wassern
blähn,
Und seiner Schnitter Fleiß, die schönsten Halmen
mähn.

Dem Armen, ach! was war dem Armen doch
bescheert?
Ein einzig kleines Schaf, das er gekauft, genähret,
Das wuchs und ward bey ihm und seinen Kin-
dern groß,
Und kannte seinen Ruf und schlief in seinem Schoos,
Und tranck von seinem Kelch, und aß von seinen
Bissen,
Und folgte seiner Hand, und lief nach seinen
Küssen:
Er hielte dieses Schaf, sein Liebstes auf der Welt;
Wie in Jerusalem man eine Tochter hält.

Dem Reichen kam ein Gast. Daß der bewir-
thet würde,
Nahm er kein Rind, kein Schaf, aus seiner
Weid und Hürde;
Die rauberische Faust macht ihm ein Freuden-
Mahl
Von jenem weißen Schaf, das er dem Armen
stahl.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes fünftes Stück.

Samstag, den 11 Novemb. 1768.

Der Häußle.

Unmöglich kann der schimpfliche Geiz darüber murren, wann man ihn unter den Titel der Häußlichkeit einige Ehre anthut; besonders solchen Personen, die sich ein Vergnügen daraus machen, fremde Thorheiten durch die Hechel gehen zu sehen, und ihre boshafte Freude, bey ohnedem schon alt-fränkischen, nicht mehr lachenden, aber doch zum Lachen bewegenden Gesichtern, boshaft ausdrucken,

mit etlichen Stichen des Zeigefingers in die Luft, krämpfiger Verdrehung des Kopfes, und hirnlosen Reden und Machtsprüchen, ihren Urtheilen den vollkommensten Glanz zu geben suchen.

Wir wollen diesen unsern Tugendhelden Gilfilfum nennen; anbey vorzüglich anführen: daß er einer der größten Verehrer der Tyrolerin jederzeit ware, und sie mit ausgespannten Armen allezeit empfienge, besonders wann sie die Namen derer Personen recht deutlich anbrachte. Nun wünschen wir, daß ihme das Vergeltungsrecht nicht minder gefalle. Alleine wir können uns nicht vorstellen, daß wir uns dadurch an ihme einen Liebhaber unserer Gedanken erwerben werden, und wann wir sie ihm auch wirklich zuschreiben, und als Mäcen solche Schriften in seinen Schutz zu legen, und ihme zueignen wollten. Genug Ehre daß wir seinen Thorheiten und Bosheiten

ten den Ruhm des Vorzugs vor andern gestatten, und sie den Anfang machen, und vor andern nach Verdienst hervor leuchten lassen. Ein dergleichen Häußlicher als Gilfilsius läßt sich nicht ehender einen Heller seines Mammons ablangen, als bis sich die Elementen darein legen, und ihme solchen abnöthigen. Dieses geschahe auch ihme an seinen Bergschloß, welches er sich zu seiner Residens erwählet, und ihme nebst andern Steinhaufen erblich angefallen. Die Schicksale sind entweder recht gütig oder recht erbost: Einen boshaften Tummen, der sich nicht zu nähren weiß, und wann er nicht seine Mutterspra-che sehr fehlerhaft reden könnte, bellen müste wie ein Hund, dem werfen sie Geld zu, daß er es zu seinem Nutzen und anderer Leute Schaden brauchen kann; bey Allmosengeben, andern Liebesdiensten, und Zeichen der Menschheit aber, allezeit Glieder- und Len-

denlahm ist: manchen redlichen Klugen dagegen der sein Brod hinlänglich verdienen könnte, legen sie ohnübersteigliche Hindernissen im Weg, daß er sein Brod kümmerlich und selten zur Gnüge verdienen kann, und manchen sauren Tritt von manchen bemittelten Abscheu menschlicher Gesellschaft erdulten, und mit einem Compliment erwiedern muß. Unser angeführter guter Haushalter aber gehört unter die ohnverdienstlichen Favoriten der Schicksale, den sie mit beweglichen und ohnbeweglichen Gütern bedacht. Da nun aber die Elementen, Wind, Wetter und Regen sich an seine unbewegliche Güter machten, um etlichen verschimmelten Gulden den freyen Lauf in die weite Welt zu verschaffen, so griffen sie seinen Bergsiz an; wodurch er genöthiget wurde die Dächer besteigen zu lassen. Die dazu erwählten Handwerksleute wurden bestellet, und traten ihre Arbeit an. Er als ein gu-

ter Hauswirth schlich ihnen alle Minuten nach, um zu beobachten, daß nicht ein unwiederbringlicher Zeitverlust, die Baukosten vermehren möchten, und traf sie allerseits in einer angenehmen Stille an, als er sie unten im Hofe belauschte, weilen sie die saure Arbeit mit einem süssen Frühstück vertauschten. Hiebey muste ihm ein gerechter Eifer die Zunge lösen; schrie dahero mit gebieterischer Stimme: Nun wie ist es? Laßt ihr euch gar nicht hören? Furcht und Schrecken brachte diese Leute in eine solche Ermunterung, daß sie vor Eile (er wollte glauben aus Bosheit) der guten Ziegel mehr als derer Beschädigten ergriffen, und sie auf ihn herunter warfen, daß er kaum Zeit gewann, seinen klugen haushälterischen Kopf und die andern Glieder vor Schaden durch eine schnelle Flucht zu retten, um nicht als Märtirer der guten Haushaltung gesteiniget zu werden. Wuchse ihme hiedurch

ein Schaden zu, so wußte er auf andere kluge Art solchen wieder zu ersetzen.

Seine Hausleute welche sich ehender zu sättigen suchen, als ihr Hunger zu leiden verhärteter Hausherr, machten das Gewölbe des Zimmers welches man alle Tage besuchen muß, ehender voll als es ihme lieb war, und stunden dahero wieder etliche Gulden auf den Sprung, ihre Erlösung zu finden. Diesen vorzukommen, fiel ihm zu guten Glücke ein, daß es eine kostbare Düngung in seinem an seiner Wohnung gelegenen Garten wäre. Dieses brachte nun doppelten Nutzen, dann so durfte erstens kein Dung erkauft werden, und anderns wurden die Ausfuhrkosten der Reinigung ersparet. Entschlossen und gethan. Der ganze Garten wurde damit belegt, und gab lange Zeit den Wohlgeruch einer guten Haushaltung von sich. Wir überlassen es denen Leuten,

in dessen Nahrung er sich geleget, wie sie den Eingriff bestraft zu wissen verlangen; wünschen aber keinesweges daß er unter ihre Stricke und Stangen gerathen möge: noch weniger daß die Nachbarschaft sich rege, welche alle damalig geschehene Todesfälle, seiner übelriechend angebrachten Haushaltungskunst zuschrieben. Weilen er nicht dulten kann das liederliche Hausleute durch Nachsicht derer Hausherren gemacht werden, so geht er allen andern hierinn mit guten Exempeln vor, und läßt niemalen zween Zinse zusammen kommen, so daß alle Gerichte sattsam mit ihme beschäftiget sind, und ihn als eine wahre Geisel der Gerechtigkeit kennen. Seine Haushalterin, welche bey ihme Frauendienste (nemlich in der Wirthschaft) versiehet, wird ihn sonder Zweifel mit manchen guten Rath unterstützen, weilen sie von einem Landhaus gebohren seyn soll, wo Domestiquen Laut

geben, wann sie eine Viertelstunde weit einen Menschen wittern. Wir überlassen unsern Lesern ob dieser Mensch nicht bedauernswürdige Vorurtheile von einer vernünftigen Haushaltung heget, und ob ihm nicht herzlich gute Besserung von iedermänniglich anzuwünschen. Nimmermehr kann es verwerflich heissen, durch lächerlich machen solcher Thorheiten die Nahmensmenschen von ihrer Selbstliebe ab und zur Selbsterkenntniß zu bringen. Können wir dadurch nichts bessern, so werden wir doch auch nichts damit verderben, und es doch bey manchen, wo nicht die Verstockung zur andern Natur worden, so weit bringen, daß er sich vor seinen eigenen Gewissensbissen, so oft ihm diese Blätter zu handen kommen schämen muß.

Panegyricus
des Ungerischen Ochsens.

Flistre mir, gefällige Muse! ietzt die erhabenste Ausdrücke sanftrauschend ins wartende Ohr; um die mächtigen Verdienste eines ernstvollen ungerischen Ochsens mit Beyfall zu verewigen, und der Bewunderung der einsichtsvollen Welt entgegen zu stellen.

Du also, Mächtiger Ochse! sollst der Zweck meiner dir schuldigen Betrachtung seyn: nicht nur aber du allein, sondern auch in dir zugleich alle deine geschmacksvollen Verwandte aus allen Gegenden von Ungern und von Pohlen: — Schon der Ort deiner Entstammung ist durch seine Nennung vermögend, die flüchtigen Lebensgeister zu empören? O welcher Beyfall muß nicht erst durch Schlüsse dir erwachsen! — Kaum bist du aus deinem Nichts hervorgetaumelt, so reichet dir schon die treibende Hand dei-

nes Schußpatrons die dir bestimmte Rolle, mit sichtbaren Ausdrücken leitet sie dich in grünende und beblumte Fluren, um daselbst deine Verdienste glänzender zu machen und dich als ein würdiges Mitglied deines Ordens zu bilden. Wenn du nun dann in deinem Paradiß die nöthigen Fähigkeiten erlangt, wenn ein voller Ernst den tiefdenkenden Geist an deiner haarigten Stirn verräth, wenn deine Miene gesetzt und dein Schritt spanisch genug ist, und wenn der gerechte Richter die Wage deinen Vorsatz, dich der Welt zu zeigen, als vollkommen gerecht befindet, und dir den gültigsten Paß ertheilt; so entziehest du deine Gegenwart deinen mästenden Vaterlande, und folgest dem rühmlichen Muster der Nachahmung, deinen weitgehörnten Ahnen und einigen andern, die in dem nemlichen Besitz deiner Verdienste sind, und nur darinnen einen Vorzug vor dir haben, daß sie aufrechts gehen; doch dieses behauptet hier bey Ermangelung den Platz deines angebohrnen Ernstes.

Wie

Wie sie geheſt du ohne ſonderbaren Zweck in frem-
de Lande: Sie laſſen ſich ſehen, du auch; ſonderba-
re Dinge reitzen ihr Auge, das deinige auch; bey dem
Gebrauch der Nahrung, des Vergnügens, und an-
drer ſinnlichen Dinge ſchweifen ſie aus, du auch,
ſo weit es dein Ernſt erlaubt; ſie reiſen, um einſt-
mals Reiſen nennen zu können; Du aber mein lie-
ber Ochſe! reiſeſt bloß, um bey geſitteten Natio-
nen zu unſren gröſſeſten Vergnügen, deinen Tod zu
ſuchen, und bey uns in Gräbern von dem beſten
Künſtler zubereitet, in unſern Magen deine Ewig-
keit zu finden.

So edel deine erhabene und von uns allen voll-
kommen gebilligte Denkungsart iſt; ſo edel und al-
ler Verwunderung würdig ſind auch die ſonderba-
ren Handlungen deiner Verehrer, die in unzehlba-
ren Scharen an dem Tage deiner Beſtimmung und
an dem Feſte deines Abſchieds, dir nochmals ihre
ſchuldige Aufwartung machen, und ihre durch dein
Anſehen gerührte Empfindungen dir mit aufgekläre-
ter Stirne zulächeln.

So

So wie ein an den Tagen der berühmten Kirchweyh ankommender Fremdling, wenn er durch lange gedrängte Reihen gieriger Seelen, auf seinen Wagen dahin rollet, ganz erstaunend sich in unendliche Blicke verlieret und halb versteinert seinem quittenfarbenen Kutscher, seitwärts zu fahren und inne zu halten, zuruft; um den solennen durchzug einer Königsmörderbande, eines Goliathgeschlechtes, oder eines Heers nackender Jungfrauen mit zu beschauen: denn dergleichen noch nie gesehene Vorfallenheiten hier zu erwarten, schloß er aus diesen bunten Legionen mit der festesten Ueberzeugung. Mit eben solcher Erstaunung wurde an deinem Todestage jener kenntnißlose Pohlnische Ebräer überfallen, als er an den Haufen deiner hochansehnlichen Leichenbegleiter kam. Er fragte einen ihm gleichgefarbten rumhüpfenden Dämon noch den Gegenstand ihrer Erwartung; und da ihm der Zuruf: Ein großer Ochse! beynahe das Trommelfell geschmettert hatte, so hofte er, voll von Entzückung, iezt in die Wunder der Welt!

Welt! den ihnen so lang verheißenen und gesehnten großmächtigen Ochsen, das Oberhaupt und Urvater deines markvollen Geschlechts, der täglich Millionen Berge abweidet, zu erblicken. Wie beleidigend aber vor dich zeigte er seinen Mangel des hohen Geschmacks durch seine unbesonnene Worte an, als er deine Person übersah: Er nannte diese Procession Thorheit, und schalt dich ein gemein Thier, bloß aber, weil er ein Landsmann von deinen Freunden war. Solche unpatriotische Denkungsart wird hoffentlich dein Oberhaupt an diesen Spötter und dessen Brüdern rächen, und ewig auf seinen Bergen weiden, ohne zu ihnen zu kommen.

Noch flatterst du mein schöner ochsenförmiger Geist; nachdem du deinen Körper in seinem Labyrinthe gelassen, in diesem ätherischen Bezirk herum! Empfinde, wenn du noch sinnlich empfinden kanst, die dir zulezt noch gebrachten Opfer, welche ich dir zum Beschluß, ehe dich deine Verwesung vollends zerstreut, nochmals sinnlich und kurz vorstellen will: Schon

wärest

wäreſt du mit der Bewunderung, die in lermenden Jubel bey deiner Uebergabe aus der Vulkaniſchen wohlgeübten Gurgel auf deine Gehörnerven wirkte, zufrieden geweſen. Dieſes dein großmüthig Mißfallen bemerkten aber bald deine Bewunderer, und folgten ihrem gewöhnlichen Grundſaz: dasjenige, wodurch man mißfällt, deſto eifriger zu thun. Sogleich verſchworen ſie ſich einmüthig an dieſem lezten deiner Tage deinen Triumph durch ihre Gegenwart zu verherrlichen.

Er erſchien dieſer dir ſchreckliche Tag, und kaum hatten die feſſelnden Hände deiner unbarmherzigen Feinde den unauflöslichen Leitfaden über deine männlichen Lenden geworfen; ſo waren ſchon unzählbare Werkſtädte von ihren niedern Bewohnern entblöſt. Alle ſtunden in ſchwermender Wolluſt zu deinen hohen Empfang bereit, und jungen Faunen gleich ſcherzten ſie unter den ernſthaften Begleitern um deine ernſthaften Blicke, und ſuchten deinen ſchon entweichenden Geiſt von ſeinen ſchrecklichen Ahndungen durch ihre

Reizungen noch etwas zu befreyen, und ihn bestürmend zu entflammen, um noch einige cyklopische Kapriolen von dir zu lernen. Du, der du dir deiner Unschuld bewust bist, wandelst also in vollen Grimme über solche Ungerechtigkeiten und unverlangte Lobeserhebungen deinem Paradebette entgegen. An diesem dir gefährlichen Orte rührt dich der von Herkulischer Faust geführte unerwartete Schlag und an statt durch die Oefnung der Adern dich ins Leben wieder zurück zu ruffen, nöthiget man durch den gänzlichen Raub des Blutes die noch übrigen Lebensgeister ihrer entflatterten Seele nachzuflattern. Hier liegst du nun ohn alle Bewegung, und deine vernünftigen Begleiter überlassen dich ienen umschaffenden Händen, und kehren in ihr Vulkanisches Reich und dessen Grenzen unter dem lauttönenden Jubel in der süssesten Hofnung zurück, daß sie vielleicht auch der Ehre gewürdiget werden, einige Loth von deinem Leichnam in ihren Magen begraben zu dürfen. Wie groß bist du also gewesen, da du doch ohne Harlekin, ohne verbremter Kleidung, ohne oratorische Vorzüge, ohne aufgebauetes Bollwerk solche Zerrüttungen hast können verursachen, und dann selbst als die allervortreflichste, und unschädlichste Medicin gebraucht wirst.

O, wie vollkommen würde dein Glück gewesen, sage wenn ein Heliogabel zu deiner Zeit gelebt hätte; ganz gewiß würdest du wegen deiner wichtigen Verdienste von demselben in seine bunte auserlesne Tischgesellschaft aufgenommen worden seyn, wo du denn mit Beyfall der anwesenden Löwen, Tyger, Bäre, Hirsche und anderer gefürchteten Kreaturen, eine zur Seite sitzende Dame mit deinem gefälligen Horn auf die rührendeste Art würdest haben kareßiren können. So groß ist dein Ruhm.

Der scheinbare Philosoph.

Wenn sich das Auge stets an einen Gegenstand
Mit ohnverwanden Blick ohn' alle Absicht richtet;
So sagt man, daß der Geist tief denkt und etwas dichtet,
Nun wird der, der, tief denkt, ein Philosoph genannt.
Nun seht den Ochsen an, und sehet seine Blicke!
Trift nicht der obre Satz genau bey diesem ein?
Sch ießt dann, nur schmückt ihn erst mit einer Staatsperique
Der größte Philosoph muß so ein Ochse seyn.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes sechstes Stück.

Samstag, den 19 Novemb. 1768.

Freundschaftlich Schreiben an Herrn K** in L** auf sein gehabtes Glück v. X. Y. Z.

Mein werther Freund!

Diesen Nahmen glaube ich gewiß nicht zu entweihen, wenn ich ihn jetzt, ob uns schon das Schicksal so weit auseinander gescheucht, Dir doch noch beylege; denn ich glaube, daß Du es sonst warest. Oder ist etwa Deine Freundschaft ein Vorurtheil von mir gewesen? Nein! das läßt sich nicht

denken, denn ich weiß, daß meine gesellige Bereitwilligkeit Dir sonst ein wahres Vergnügen war; und wie könnte ich zweifeln, daß dieses Schreiben von Dir nicht auch noch sollte gelesen werden, da denn Deine ökonomische, mir durch den Todesengel verkündigte Metamorphose der Hauptbewegungsgrund darzu ist. Jetzt hat zwar Dein sonst ungehorsamer Vater Dir die Gefälligkeit erzeigt, und seine Dir schuldige Pflicht beobachtet, und Dich endlich durch seinen Tod zu einem Kaßirer seiner Münzen mit bestimmt. Bedenke aber auch, wider was für eine Macht der Vorurtheile Du auf diesem Felde, in welches Du dadurch geleitet wirst, wirst zu streiten haben. Unendliche abergläubische Handlungen wird man Dir nun, aus diesem Grunde wegen des Ceremoniels, der Kleidung, Mienen, und Deiner künftigen Einrichtung sonderlich, anrathen. Mit

der-

dergleichen Vorurtheilen will ich Dich in diesem Briefe etwas bekannt machen. Als Freund aber wollest Du diesen in abwechselnder Fantasey bey müßigen Stunden erzeugten Sonderling der Briefe durchlesen, nicht als Kritiker, weil ich bey seiner Schöpfung das alte Joch der Briefregeln abgeworfen habe. Willst Du ihn nicht zum Vergnügen lesen, weswegen ich doch eigentlich so ein großes Vorspiel gemacht. so liß ihn zum Eckel, wie es Dein Temperament Dir erlaubt; auch dies ist nicht ungesund. Nun falte erst Deine Stirne und liß:

Von Nächtlicher Stille umflossen dachte ietzt mein von seinen Geschäften entfesselter Geist auf einen zu hohen Betrachtungen würdigen Gegenstand. So konnte aber kaum die erhabene Seele jenes patriotischen Metons, der tyrannischen Großmuth gemäß, in der so schrecklichen Stunde; des Königs,

der Mutter oder der Geliebten Leben zu wählen, von ängstlicher Unentschlossenheit umhüllet seyn; als mein Gedanke bey Aufsuchung eines würdigen Stofs in labyrinthische Krümmen verschränkt und ganz zweifelnd war, was er aus seinem Chaos herausnehmen und der Welt anschauend vorstellen sollte. So wandelte iezt die Kraft der Einbildung und Erfindung, bequemen Obiecten nachschleichend, in allen Reichen der Natur mit gespannten Bogen herum; als schnell ein klapperndes Getöse vor meinen Ohren vorüberrasselte und mich aus meiner autorischen Entzückung zurück rufte. Halt mitternächtlich verwegnes Gespenst, und zeige mir deinen Paß, der dich, verbothene Wege durch Mauern und verschloßne Thüren zu nehmen, gerechtfertiget: rufte ich mit gebietherischen Tone diesem vorbeylermenden Schatten nach.

Sogleich näherte sich mir unsichtbar der Klang von dessen Gegenwart, und forderte trotzig, meine gegründeten Fragen zu hören. Ich, wegen der geschwinden Bereitwilligkeit dieses meiner Natur widrigen Gesellschafters mit bebenden Schrecken befallen, sahe mich gezwungen dieses vermuthende Ungeheuer ferner zu fragen, damit es nicht, durch mein Stillschweigen zum Zorn gereitzt, mich als ein Ehrenmitglied seiner Dämonischen Gesellschaft bestimmen möchte. Von neuem Muth beseelt fragte ich es: Von welcher Gattung der schreckbaren Nachtwanderer bist du? irrender Geist! aus welchem unterirdischen Theile des Plutonischen Reichs kömst du jetzt? Und warum bist du so verwegen die so heiligen Gesetze unsers Ceremoniels nicht zu beobachten? Hättest du nicht wenigstens einen deiner unterthänigen geistigen Sklaven an mich senden, mir deine

hohe Ankunft melden, und um einen freyen Durchzug durch diesen mir gehörigen Bezirk bitten lassen können?

Diese mit bebenden Lippen gestammelten Fragen hörte mein noch unbekannter Gast mit stiller Aufmerksamkeit an; wie mich die um mich herrschende Stille versicherte. Sogleich heulten mir aus seinem gräßlichen Schlunde in einem tiefen rächelnden Basse murmelnde Worte entgegen, die sich bald vor mir hin in den von meinem Angstschweiß sich vergoßenen Flusse stürzten. Er sprach: Elender Sterblicher! Aus welchen fanatischen Trieb wagst du es, mich deinen Beherrscher in so stolzer Sprache zur Rechenschaft zu fordern? Verwegner! Kenntest du meine von der ganzen Welt gefürchtete Macht! Du wärest längst ohne Leben, mir zu Füssen liegend, niedergesunken. Doch höre diesmal noch, was du verlangst,

und ehre ferner meine Macht: Ich bin ein herumirrender Prinz des Fürstens der Welt von einer höhern Macht zum Befehlshaber über alle Leben der Menschen bestimmt; ich komme iezt von dem Gewässer jener dir bekannten Gründe zu R. . . wo ich deinem Freunde seinen ungehorsamen Vater empfindungsloß gemacht, und seinen Geist in den Charontischen Nachen geschleudert habe, um ihn in die Elysäischen Felder überschiffen zu lassen; und iezt gehe ich in gerader Linie fort die andern mir bestimmten Opfer zu sammlen. Verlange ia keine Entschuldigungen wegen meines dir kühn scheinenden nächtlichen Uebergangs, sondern freue dich über dein Schicksal, daß du dich zu deinem Glück nicht in dem Raum derselben Linie befunden, und als ein meiner Aussicht hinderlicher Punkt jenen Verwandelten bist zugesellet worden. Sättige noch deine sehnenden Empfindungen,

gen, ehe ich mich deinem Auge entziehe, in meiner rührenden Gestalt; und sey bereit, meine Blicke dereinst vertragen zu können, auch wenn du in grösester Geschwindigkeit auf gleiche Weise unvermuthet meine unwiderstehliche Macht fühlen solltest. —

So sprach dieses unsichtbare Gespenst, der sichtbare Tod, zwey Minuten lang zeigte er mir noch seine anschauende knochichte Majestät, tödliches Schrecken hauchte er zuletzt über mein fühllos Leben, und rauschte durch die andre Mauer davon. Stelle Dir, Freund! den Zustand meiner Seele, wofern es möglich ist, lebhaft vor, in welchen sie sich, von diesen Mordgerippe hineingestürzt, nach Erwachung aus diesem verursachten dem Tode ähnlichen Schlummer befand. Blaß und entfärbt war mein Gesichte, alle Glieder dünkten mich in Stein verwandelt zu seyn, alle Adern waren ausgefroren, ein kalter

Schweiß treufelte von meinem Haupte, und mein schüchterner Blick irrete aus seinem ohne alle Bewegungen in Lehnstul hingesunkenen Körper in allen Winkeln des Zimmers herum, um etwan einen noch hinterlassenen Rauch zu entdecken. Gerne hätte ich bey dieser abentheuerlichen Erscheinung, wie dort Tobias bey Erblickung seines Fisches, einem Freunde, wär einer neben mir gesessen, zugeruffen: Herr! er will mich fressen, denn hier war der Tod in den Töpfen.

So aber mußte ich in meiner Einsamkeit meine fast mitverschwundenen Lebensgeister nur nach und nach zurückruffen, und noch fühle ich dieses Schreken. Kaum kan jener geplagte Ehemann über den sonderbaren Tod seines den Furien gleich bösen Weibes, mehr sich entsetzet haben, als ich mich über diese Scene. Um diese schauernde Ideen vollends zu relegiren, will ich dir diese Geschichte ganz, und zwar poetisch erzehlen.

Geschichte des erschrockenen Ehemanns.

Ein Dichter sagte dort mit Recht:

„Ein böses Weib ist eines Mannes ärgste Plage„
Man hört beym Adel, Bürger, Knecht
Noch stets dergleichen Klage.
Solch Creutz betraf auch meinen Ehemann:
Sein Weib fängt mit dem Morgen an
Zu schimpfen, zanken, was sie kan,
Als wenn sie selbst den Teufel hätte.
Ja Mittags, beym Koffe, beym Abendbrod
Murrt dieses Thier, und zankt sich auch zu Bette;
Und hundertmal wünscht sie des Tags dem Mann
den Tod.

Es zeugte sie mit einer Furie
Proserpina ihr größter Kater,
Und zwar auf Plutons Kanape;
Auch nennt sie Cerberußen Vater.

Nun

Nun dächt' ich, sähe man wohl ein,
Was dieser Wechselbalg für eine Pein
Vor einen stillen Mann kann seyn.
So plagte dreyßig Jahre lang diß Weib
Den Mann mit ihrem zähen Leben;
Und droht ihm oft gar Gift zu geben,
Nennt er die Wuth nicht schönen Zeitvertreib.
Doch endlich hörte Zevs des Mannes bange Klage:
Die Rache rollt auf sie herab
Und . . . Stürzte sie ins Grab?
Nein! raubt ihr nur die Sprache.
Drey Tage lang hielt sie den Besen,
Als wär sie ewig Stein gewesen;
Denn eben zu derselben Zeit,
Als sie mit ihrem Schwerd den Mann belehren
wollte;
Wie er der Frau gehorchen sollte,
Vermißte sie zuerst der Zunge Fertigkeit.
Erstaunt blieb sie in der Gestalt,
Und sucht so lange mit Gewalt

Der Zungen Bande loß zu machen.
Doch ferner nie sprach sie ein Wort;
Die Sprache, und mit ihr ihr höchstes Gut war fort.

Darüber wollte sich der Mann zu Tode lachen.
Nach dieser Zeit bewegt sie sich
Zwar endlich, doch ganz ärgerlich
Wirft sie den Besen hinter sich
Und geht, und denkt vorn Mann auf neue Plagen,
Und sucht ihr Elend zu ertragen.
Bald aber wankte auch des Körpers Festigkeit
Als sie die Wuth nicht mehr in Worten konnte stillen.

Und als der Mann sie dann nach seinen Willen
Zu leben lehrt, beseelt sie ganz der Neid.
Verzweiflungsvoll beschließt sie dann:
Das Leben selber sich zu nehmen;
Doch weiß sie nicht sogleich, wie sie auch kan
Den Mann noch sterbend mit sich nehmen.
Nun höre Freund! wie die Verruchte
Sich und den Mann zu tödten suchte:

Als einst ein Morgen diesen Mann
Aus seinem festen Schlaf erweckte,
In welchem mancher banger Traum ihn schreckte:
Erhebt er sich, und prallt mit seinem Kopf erschreck-
lich an.
Betäubt sinkt er aufs Lager nieder,
Und wischt sich seine Augenlieder,
Und schärfer sieht er aufwärts wieder.

Doch welch Entsetzen! welch ein Beben!
Durchströhmt sein neuerfrischtes Blut.
Kaum glaubt' er ietzo noch zu leben;
Er lag beraubt von Sinnen und vom Muth.
Er sah sein liebes Weibgen bald,
Die da in adamitischer Gestalt
(War sie noch jung? -- Nein! -- sie war alt.)
An einem Strick sich über ihn gehangen.
Du fragst: Ob sie durch diß ihr Winterstück
Etwann sein Herz noch wollte fangen?
O nein! ietzt sucht sie keinen solchen Blick.

Nur darum hat sie sich den Tod so künstlich
ausgedacht,
Und einen schwachen Strick erwehlet,
Damit er etwann in der Nacht
Zerriß, und dann ihr Fall den Mann entseelet.
Wo nicht; so sollten ihre Klauen
An seinem Grabe helfen bauen.
Den ganzen Kopf, zum wenigsten die Augen doch
Bestrebte sie sich zu zernichten,
Wenn er am frühen Tag halb schlafend noch
Sich würde schnell aufrichten:
Und sollte alles ihn nicht fällen;
So sollt' das Schrecken blos den Mann ihr zuge-
sellen.
(Vielleicht wählt Satan sich diß Weib zu seiner
Mutter;
Denn lebend war sie schon des Teufels Unterfutter)
Nach ein'ger Zeit sah aber dieser Mann
Die drohende Gefahr, und so geschwind er kan,
Wälzt er sich aus dem Bette,
Und flieht als wenn er was gestohlen hätte.

Nun

Nun schwur er hart: Der Strick war jetzt
mein Glück:
Nie nehm ich mehr ein Weib; denn wenn die auch
so dächte,
So weiß ich nicht, ob auch der andere Strick
So gut, wie dieser halten möchte.
So wenig traut er ihnen jetzt.
Vom falschen Vorurtheil erhitzt
Warnt er, daß jeder Mann aufs böse Weib stets
schaue;
Daß sie nicht über ihn sich gleichen Galgen baue.

So groß das Schrecken dieses Mannes bey seinem Erwachen gewesen; so groß und noch größer war das meinige bey diesem Anblick. Nun kanst Du Dir es doch wohl lebhaft genug vorstellen?

Hier, Freund! höre auf heute zu lesen; damit Du Deine Seele nicht auf einmal mit so viel schrecklichen Bildern überhäufest, damit Deine wartende Z.... nicht zu lange nach deiner holden Umarmung schmachtet, und mein Sonderling der Briefe

Dir

Dir kein Vomitiv wird. Lege diesen Theil jetzt in das Fach deiner Papiliotten, damit er seiner Bestimmung bald gewohnt wird und dann standhaft aushalte, wenn die schöpferische Hand deines alabasternen Perrüquier auch ihn in sein voriges Nichts wieder umschaft. Es ist zwar nicht wohl Mode den Brief stückweis zu übersenden, was aber nicht Mode ist, muß man Mode machen; und diß will ich auch thun. Ueber acht Tage kanst du das Ende davon erwarten, und meine gratulierende Kondolenz, in Vorurtheilen eingewickelt, unter dem Vesuvischen Dampfe eines guten Kanasters durchlesen.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes siebentes Stück.

Samstag, den 26 Novemb. 1768.

Fortsetzung des Briefs an Herrn K**

So weitschweifend und fast mystisch Dir auch das vorige Stück meines Briefs möchte geschienen haben, so gerechtfertiget hoffe ich auch durch diese Entschuldigung zu werden: War es nicht als Freund meine Pflicht, Dir bey einer so wichtigen Veränderung zu kondoliren? War diese durch eine so schreckliche Staffete erhaltene Nachricht nicht wichtig und würdig genug, sie ganz und erhaben zu

schildern? Da ich das Schrecken vor Dich habe tragen müssen? (denn Du wirst doch hoffentlich nicht allzusehr erschrocken seyn?) so mußtest Du es doch noch durch meine Erzählung empfinden. Um Dich aber aus Deiner erwünschten Betrübniß, wenn Du ja einen kleinen Anfall davon solltest bekommen haben, herauszureißen, erzählte ich Dir jene Fabel. —

Hätte ich mündlich meine Kondolenz Dir zulispeln können, so würde ich das bey solchen Fällen modische Vorurtheil zum Muster der Nachahmung erwählet haben. Ich würde mit anständiger Kleidung, einer andächtigen Miene, niedergeschlagenen Augen, seitwärts gelegten Kopfe und klagendem Munde Dir erscheinen, und einige wimmernde mit O und Ach untermischte Worte Dir zuseufzen, ich würde die Achseln, zu seiner Zeit zu ziehen, und die Stirne zu falten, in Bereitschaft halten, ich würde mir ein gros-

ses weißes Schnupftuch wol zubereitet haben, daß es in der Zeit der Noth eine bange Zähre erpreßte, um sie abwischen zu können. Dergleichen Betragen wird gewiß ein scheinbarer Freund in der großen Welt als eine politische Grundpflicht gegen seinen Freund beobachten, wenn derselbe durch den Tod eines in der Münze verdienstvoll geprägten Mannes seine schmachtende Hofnung erfüllt sieht.

Schriftlich kann und wollte ich aber auch nicht so einem Wahn beypflichten, sondern bloß den Trieben der Natur folgen. Machte ich noch so traurige Geberden! ja wäre mein Brief ganz Kondolenz! so würde doch nie die entwichene Seele in ihren Körper zurückkehren; deren Zurückkunft aber auch Dir gewiß schreckbarer seyn würde, käme sie ja wieder, als ihr Abgang. Ueberdieß wollen wir ja Philosophen seyn, die durch Thränen ihren Namen nicht

entweihen sollen. Etwas muß ich aber doch wohl sagen? Gut! „Ich betaure daß dein Vater .. so spät gestorben ist„ diß ist mein ganzes Beyleid!

Nach den Regeln der Moral verlangt man zwar von einem Sohn, der sich noch von der Gütigkeit seines Vaters nährt, daß er dessen Tod als einen Verlust des Schäzbarsten auf Erden betrachten, und empfindungsvoll vor höchst wichtig erkennen soll, weil er dadurch in eine ganz neue Periode seines Lebens versezt, und sein eigner Herr wird; weil er nunmehro ganz frey, ohne Erwartung des väterlichen Zorns, Handlungen unternehmen kan, wo ihm sonst die väterliche Sorgfalt die Mittel darzu nicht verwilligte. Kurz weil er nun ohne väterlichen Rath und ohne aus Erfahrungen geleitete Warnung sich selbst überlassen ist, und sich nach eigner Willkühr zum Glück oder Verderben den Weg bahnen kann. —

So ein wohl bedächtiges Vorurtheil aber wird hoffentlich wenig auf Dich gewirket haben; da Du als ein muntrer Liebling der Musen schon längst diese glückliche Stunde, den Vater auf dem Posten beym Dukatensacke ablösen zu können, wirst erseufzet haben. Werden wohl deine verflossenen Thränen eine Ueberschwemmung verursacht haben? O nein! denn Du kanst ja auch nicht mit einer ganz positiven Gewißheit beweisen, daß Du deinen wirklichen Vater beweinteſt. Wenn ich alles wohl gegen einander halte, so sehe ich genau ein, daß ich höchst ungerecht handeln würde, wenn ich Dich mehr bedauern wollte, als Du Dich selbst bedauerst. Erwäge das vergangene und überdenke diese Zeilen, ob Du nicht etwa einige darunter solltest aussprechen können.

Daß ich zu den gelehrten Orden
Von Eltern bin verdammet worden
Das geht noch an;

Doch, daß ich auch nach ihren Willen
Die Pflicht so strenge soll erfüllen,
Das geht nicht an.

Daß ich des Tages Lehrer höre
Und Abends Mädgen wieder lehre
Das geht wohl an;
Doch, daß ich alle Stunden nüzte,
Beym Buch mich hypochondrisch schwizte,
Das geht nicht an.

Daß ich des Tags oft Wasser trinke,
Beym Denken oft in Lehnstuhl sinke,
Das geht noch an;
Soll ich, wenn volle Gläser klingen,
Im Wasser mir ein Trostlied singen?
Das geht nicht an.

Daß ich, wenn ich in Hörsaal gehe,
Alsdann, verirrt, bey Doris stehe,

Gefällt mir wohl;

Doch daß, will ich die Doris lehren,

Der Vater will den Vortrag hören,

Gefällt nicht wohl.

Daß ich der Schönen Lippen küsse,

Sie feurig in die Armen schliesse,

Schmeckt mir recht wohl;

Daß aber jener diß verbietet

Und mich, wie seinen Geldsack, hütet,

Schmeckt mir nicht wohl.

Kann ich mit meines Witzes Waffen,

Mir nur noch Manichäer schaffen,

Da schmeckt mirs wohl;

Will aber die kein Vater hören,

Und sie wolln mich so nicht mehr nähren;

Diß schmeckt nicht wohl.

Daß ich des Vaters Geldsack kenne,
Und mich des Schatzes Erben nenne,
Gefällt so so;
Doch, wenn er ihn nicht mehr bewachte,
Und mich zu dessen Herrn bald machte,
Dann wär ich froh.

Bedenke, Freund! wie gütig Dein Vater jezt gewesen, da er, nachdem er die Billigkeit Deiner Forderung eingesehen, auf eine so erwünschte Art nachgegeben hat. Jezt wirst Du ihm doch das Vorurtheil, das er aus der alten kleinen Welt noch an sich gehabt, vergeben?

Ist Dein Geschmack noch so studentikos, wie sonst, so muß ich vielmehr jezt zu diesem Glück gratuliren, da doch so ein Glückwunsch allezeit das Final des Trauertons ist. An statt dessen aber soll meine Feder einige Dir künftig nützliche Lehren überschrei-

ben. Doch frage ich noch vorher, ob Du alle Umstände dabey genau beobachtet hast? Hast Du alle Fenster, auch die in Deiner fremden Wohnung, recht genau in weiße Kleidung eingehüllet? O! hättest Du dieses vergessen; man würde Dich gewiß als einen Stöhrer der allgemeinen Ordnung ansehen, und Deine Freude bald daraus erkennen wollen. Hat man auch bey rechter Zeit einige Flügel der Fenster weit geöfnet, daß die flüchtige Seele, ohne sich im Durchdrängen zu beschädigen, bequem durch diese ihre Ehrenpforte hat davon flattern können? Und wäre dieß nicht geschehen, so laß gleich alles in dessen Sterbezimmer nochmals abkehren, damit sie ja, wenn sie sich wo angehängt, oder in einem Winkel verkrochen hätte, noch aufsteige und davon wandre. — Deine väterliche Wohnung ist, wie ich weiß, ganz nahe an den Wohnungen der Verstorbe-

nen. Hier wirst Du doch mit Deinem auf den Achseln gefälliger Träger ruhenden Vater vor seiner Versenkung noch eine Promenade um das ganze Dorf gemacht haben? Sonst würde er gewiß nicht so lange ruhig schlafen können, und manche würden nach solcher Unterlassung gar zweifeln, ob Du ihn auch seiner ersten Mutter wirklich wieder überliefert hättest; ja man könnte glauben; Du hättest ihn in Deine fremde Wohnung als ein Präservativmittel wider Deine Manichäer abführen lassen. Du weißt: ein Bettler, wenn ihm aus einem Hause ein Leichenduft entgegen wallet, trägt sich so gleich weiter, ohne einen Anspruch auf die darinnen seyn sollende Gütigkeit zu wagen, weil er aus der Erfahrung eine gewisse abschlägliche Antwort sich prophezeihet. Und stehen nicht die Mannichäer in Deinen Augen mit den Bettlern im Gleichgewichte? Ja werden sie vielmehr

nicht vor noch schwerer befunden? Vielleicht hättest Du Dich am besten vor sie sichern, und auf eine geschickte Art die gerechtsamen Forderungen der sonst so dienstwilligen und redlichen Leute mit Undank befriedigen können. Ich sehe wohl, daß ich nun meine Fragen einschränken muß, da ich noch zu viel große Kleinigkeiten hätte, die ich erwähnen müßte. Nunmehro höre aber meine weisen Rathschläge zu Deiner künftigen Einrichtung:

Jezt hat Dich das Schicksal aus dem Staube hervorzuziehen gesucht, und Deine sonst noch so mangelhafte Grundkraft, den Willen, durch diese Veränderung vollends ergänzet. Schon wartet die schöpferische Hand des messenden Schneiders Deine Verdienste nach Befehl zu entwickeln, und Dich in schäzbare Hochachtung einzukleiden. Versäume keine Zeit, eröfne den vernünftigen Kasten, und laß die

gesam-

gesammelten Greiße verschiedner Jahrhunderte aus ihrer schweren Finsterniß hervorgehen, und sich zu den Jünglingen ihres Geschlechtes umher gesellen. Zu allererst sende eine Gesellschaft solcher vollwichtigen Männer hin in die Werkstatt, wo Deine künftige Würde zubereitet werden soll. Ein zartes, wohlgefarbtes, von der Mode zubereitetes, mit dreyfachen Borten besetztes, kurz ein verdienstvolles Kleid, nebst den damit Harmonirenden, zu besorgen, muß die erste Beschäftigung dieser abgesendeten Gesellschaft seyn. Das sonst so wohl anständige Vorurtheil, bey solchen Umständen sich schwarz zu kleiden, wird Dich doch nicht etwa auch zu seinen Sklaven machen? Nein! Freund, dann würden Dich die lieben Musen verkennen, und Dich wohl gar als ihren Feind betrachten. Hochgefarbt und wohlverbremt, als der zärtlichste Petitsmaitre mußt Du nun in die Gesellschaften

schaften der artigsten Damen tändeln, niemals aber derselben Ehre zweifelhaft machen.

Verschiedene vernünftigdenkende Geister werden es zwar wohl Folgen ihrer Pflicht nennen, wenn sie Dir die Besorgniß einer selekten Bibliothek, die stete Gegenwart in den Lehrstunden und eine unermüdete Uebung in Deinen Rechten als den Hauptzweck in Deiner neuen Freyheit bestimmen. Diese von der Vernunft geleitete Freyheit wäre aber wohl eine den neuern Grundsätzen widersprechende Freyheit, und wird nimmermehr mit dem Trieb nach Neuen übereinstimmen. Du wirst doch nicht etwa die Vernunft jezt zu dem ariadnischen Leitfaden aller Deiner Handlungen machen? Es ist ja ein ganz antikes Vorurtheil! Wenn Du Dich nur etwas im Schliessen übst, und durch sophistische Verdrehungen und sonderbare Folgerungen Deinem Dich suchenden Landmann das

Bewußt-

Bewußtseyn seiner Sinnen ungewiß schliessen kanst, so kanst Du schon Anspruch auf die Polygamie machen. Man würde Dich zwar einen Urheber großer Verwirrung nennen; allein! Hält man in einer guten Kommödie eine schöne Verwirrung nicht vor einen wesentlichen Theil derselben? Freuet man sich nicht gierig schon auf das Ende? Hier ist es eben so. Folge nur meinem Rath, er wird probat seyn.

Vorzüglich geniesse die jugendlichen Jahre in Deinem ausgesuchten Stande. Durchirre die Ställe der trotzigen Philister und erwähle Dir den besten Bucephal zu Deinem Liebling, studiere auf dessen Rücken auf die vergnügteste Art Geographie, und in jedem Gasthofe sammle die besten Anmerkungen. Dann studiere Deine Rechte, sonderlich das Recht der Natur in Kupidens Hörsälen bey dem Glanze physicalischer Schönheiten. (Moralische Schönhei-

ten gehören zwar auch zu den Naturbegebenheiten, aber zu den seltenen, zum wenigsten halten sie sich stets incognito auf; deßwegen sondere ich sie hier ganz ab) Habilitire Dich auf eine anständige Art in den vortreflichen Grundsätzen des göttlichen Bachus, wo Dir vielleicht etwa eine schöne Frau nützliche Unterweisungen geben kann. Versage vorzüglich denen gauckelnden Rednerinnen Deinen öftern Beyfall nicht. — Ueberhaupt: Reite, liebe, trinke, fahre, tanze, spiele, tändle, singe, lerme, fluche, schlage, und übe Dich in allen renomistischen Uebungen: nur, Freund! denke niemals dabey an eine allwissende und rächende Gottheit! denke nie an selige und schreckliche Ewigkeiten; sonst möchte Dich deren zitterndes Bewußtseyn in dem so reizendscheinenden Mißbrauch Deiner Freyheit stöhren.

Noch ein Wort im ganzen Ernst: Ich kenne Deine Denkungsart, und weiß, daß Du den vom Gewissen so sost erregenden Gedanken von so ganz verschiedenen Ewigkeiten nie so schnell wieder unterdrückst,

drückst, als er entsteht, sondern ihn vielmehr vor dem Regenten der Ideen erkennst, und Deine Handlungen darnach prüfst. Ich weiß und hoffe also, daß Du von meinem Schreiben einen solchen Gebrauch machen wirst, wie er mit den göttlichen Gesetzen der Religion, und meinem Wollen, das ich dabey hatte, übereinstimmen könne. Thust Du dieses, so erfüllest Du meine Wünsche, und ich werde dann ganz seyn

Dein

Baunsdorf,
Im Wintermonath
Im 36 Jahre meines Alters.

wahrer Freund
X. Y. Z.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes achtes Stück.

Samstag, den 3 Decemb. 1768.

Die geneigte Aufnahme unserer bisherigen Blätter, läßt uns hoffen, daß wir auch nichts einbüßen werden, wenn wir gleich so keck sind, einen Brief lesen zu lassen, davon der Verfasser eben unser Freund nicht ist. Der Innhalt lautet also:

Meine Herren!

Bloß meiner angebohrnen alten teutschen Redlichkeit und Menschen Liebe, haben Sie es zu danken, daß ich mir so viele Mühe gebe an Ihnen zu schrei-

ben, und daß Sie mithin dadurch erfahren, was ich nebst andern vernünftigen Personen, von Ihnen denke und halte. Ob man zwar gleich mit gutem Grunde sagt: wer die Wahrheit geigt, dem wird der Fidelbogen ums Maul geschlagen; so soll mich dieses doch nicht irre machen, von der Brust wegzureden, und Ihnen zu zeigen, wie lächerlich Sie sich schon gemacht haben. Lassen sie sich nur nichts verdrüßen, denn Sie verdienen alles. Ich habe zwar nicht studirt, dem ohngeachtet aber kan ich doch von einer so schlechten Wochenschrift als die Ihrige urtheilen, und gesezt, ich wäre es auch nicht im Stande, so werden Sie doch hoffentlich an dem Urtheil des Herrn Magister Brustflecks, meines gelehrten und wackern Freundes, nichts auszusetzen haben. Als dieser ächte Kenner des schönen Geschmacks zum allererstenmahl Ihr elendes Geschmier

in

in die Hände bekam; so rief er mit vollem Eifer aus: barturiund mondes, etc. Gelehrten ist gut predigen, nicht wahr, sie verstehen mich schon? Damit ich Ihnen aber doch ausführlich sage, warum Ihre Macht der Vorurtheile mir und allen gescheuten Leuten nicht gefällt; so will mir erstlich der Titel dieser Wochenschrift gar nicht eingehen. Er klingt so matt, so frostig, so altvätterisch, daß ich schon anfange zu gähnen, wann ich nur die vier Worte gelesen habe. Ich schliesse immer gerne von dem Titel eines Buchs, einer Schrift, auf den Inhalt desselben, ist jener Witz und Gedanken loß, so folgt natürlich, daß an dem Uebrigen auch nichts ist. Aber wusten sie dann, im Ernst, diese allgemeine Regel nicht? Oder dachten Sie, meine Herren, man sey verbunden die Blätter zu lesen, wann uns doch schon die Ueberschrift sagt, daß nichts gescheutes daran

ist? Welcher abscheuliche Irrthum, und welches wahre Vorurtheil blendet Sie doch, wenn Sie dieses denken, wann Sie dieses hoffen! Im vorigen Saeculo, sagte mir der gelehrte Herr Mag. Brustfleck, seye eine Wochenschrift der Greiß betitult herausgekommen, mögten Sie nicht jetzo die Großmutter dazu schreiben? Ich glaube Sie könnten eben so viel lächerliches Zeuch hineinbringen, als im selbigen stehen soll.

Seitdem die Mode, Wochenschriften zu schreiben, im Schwange geht; habe ich noch keine gesehen und gelesen, die so lustig, so vernünftig geschrieben war, als die witzige Tyrolerin. Ach! was haben wir da nicht oft gelacht, wann wir die Menschen und ihre Thorheiten so deutlich, so kenntbar beschrieben, gelesen haben? Immer freuten wir uns schon zum voraus auf den Abend, wenn der Herr

Mag. Brustfleck mit der witzigen Tyrolerin, mit dem allerliebsten Ding, zu uns kam; da herrschte bey uns eine Stille, eine Aufmerksamkeit; die nur durch ein lautes und unüberwindliches Gelächter konnte unterbrochen werden. Zum Ruhm meines redlichen und gelehrten Freundes muß ich noch mit anführen, daß er uns bey Lesung dieser witzvollen Schrift höchst nutzbar war, denn ohne seinen Beystand hätten wir doch manche Personen nicht errathen, die eigentlich gemeint waren, aber ihm hatten wir es zu danken, daß uns auch nicht eine einzige entgieng, und seine eigene Anmerkungen haben sich offt noch weiter erstreckt, als die Bedenklichkeiten des Herrn Verfassers es mögen erlaubt haben, sich heraus zu lassen.

Sehen Sie, meine Herren, eine solche Wochenschrifft ist nützlich, und gereicht auch dabey zu

einem unendlichen Vergnügen. Wir lernen die Laster und Thorheiten, zugleich aber die Menschen, die solche an sich haben, kennen. Wir können uns freuen über die Fehler und Gebrechen unsers Nächstens, und lachen daß wir davon befreyt sind. Und gesezt auch ein solcher Verfasser trägt sie ein wenig vergrössert und lächerlicher vor, als sie in der That sind; so schadet dieses nach meiner und des gelehrten Herrn Mag. Brustflecks Meinung gar nichts, sondern unser Vergnügen wird dadurch ungleich vermehrt, indem wir ja ohnedies nur solche Schrifften zum Vergnügen, zum Lachen, und zum Zeitvertreib lesen.

Aus keiner andern Ursache, hoffe ich doch, werden Sie nicht schreiben wollen? Oder wollen Sie vielleicht gar bessern? O! diesen Gedancken lassen Sie sich vergehen. Unser Pfarrer hat schon sein

Amts-

Amts-Jubiläum gefeyert, dem ohngeachtet hat er heuer das Nemliche zu sagen, was er voriges Jahr schon gesagt hat, helffen nun solche Predigten nichts was wollen Sie erst mit ihren albern Geschmier ausrichten? Mich nimmt nichts mehrers wunder, als daß man Euch Herren, die Erlaubniß läst, Ursache an der Verschwendung und an dem Zeitverderb zu seyn. Beedes kan man Euch mit Grunde der Wahrheit beschuldigen. Wie viele Groschen und Batzen stehlt ihr nicht gleichsam, durch eure Blätter den Leuten aus dem Beutel; und dann könnte die Zeit, die mit dem unnützen Lesen verderbt wird, auch zu etwas vernünftigern und bessern angewendet werden. Bey mir stifftet, ihr Herren, eben so grossen Schaden nicht, denn mein Geld weiß ich besser anzuwenden, als daß ich es für Papier ausgebe! so keinen Nutzen hat; und dann lehrt mich meine obige

Regel schon, was ich lesen, oder nicht lesen soll. Ja, eine witzige Tyrolerin wann wieder zum Vorschein käme, da bezahlte ich das Blat für einen Thaler, wenn es seyn müste, aber Gott weiß, meine Herren, für eure Macht der Vorurtheile, keinen Pfennig.

Es ist ewig Schade, daß dieses schöne, löbliche und gewiß nützliche Werk, so bald aufgehört hat; und zwar eben zu der Zeit, da mein gelehrter Herr Mag. Brustfleck und ich, einen merklichen Beytrag nebst dem dazu gehörigen Schlüssel aus unserer Gegend und Nachbarschafft einsenden wollten. Doch ist noch nicht alle Tag Abend, wer weiß, ob mein theurer Herr Mag. Brustfleck nicht mit dem neuen Jahr, eine neue Lust bekommt, selbst eine Wochenschrift herauszugeben; aber da werden die eurigen, meine Herren, einen gewaltigen Stoß bekommen, da wird es wieder etwas zu Lachen geben, und klug

würden Sie handeln, wenn Sie das nächste Blat, ihr leztes seyn liessen. Damit Sie aber doch auch sehen, daß wir an ihrem völligen Verderb nicht wollen Schuld seyn, so will ich Ihnen einen Vorschlag thun: Hören Sie mit Ihrer Macht der Vorurtheile wieder auf, wir wollen gemeinschäfftlich mit dem neuen Jahr eine neue Wochenschrifft, unter dem Titel, Spinn-Rocken des Witzes, eine moralische Wochenschrieft herausgeben. Wir wollen dabey communem causam machen, was Sie nicht wissen, weiß ich, und was wir beede nicht wissen, das weiß gewiß mein gelehrter Herr Mag. Brustfleck, denn der hat in die Thorheiten der Menschen eine solche Einsicht, daß ich schon oft zu ihm, in Spaß gesagt habe, er müste vor Zeiten ein rechter Narr gewesen seyn. Ich zweifle keineswegs Sie werden diesen wohlmeinenden und zu ihren eigenen Besten mit ab-

zielenden Vorschlag mit beeden Händen ergreifen, dahero ich in dessen Erwartung bin und bleibe,

Meine Herren

Dero

wohlmeinender Freund,

Thomas Grimbig.

Dorfschulz in Waldauf.

Was für ein merklicher Unterschied ist es doch, wann wir von vernünftigen, redlichen und rechtschaffenen Personen getadelt werden, und wann uns im Gegentheil lasterhafte und unedeldenkende Seelen Fehler und Gebrechen vorrücken. Wann wir bey dem Tadeln die löbliche Absicht haben, unsern Nächsten, unsern Freund dadurch zu bessern, so ist der Tadel gerecht und erlaubt. Wan wir uns aber bloß deswegen mit unserm Tadel an unsern Nebenmen-

schen

schen machen, um ihn zu beschimpfen, ihn lächerlich zu machen, ihn vielleicht gar dadurch in Schaden zu bringen, und sich daran zu ergötzen, dann ist er verwerflich, und zeigt allemahl ein niederträchtiges und schlecht denkendes Gemüth an. Je mehrere Fehler ein Mensch selbsten an sich hat, desto begieriger wird er seyn, von seinem Neben-Menschen übels zu reden, dessen wirkliche Schwachheiten auszuposaunen, Sie unendlich zu vermehren, zu vergrössern und mit denen niederträchtigsten Unwahrheiten auszuschmücken. Man kan mit Grunde der Warheit sagen, daß die Tadelsucht mit zu denienigen Lastern kan gerechnet werden, die gegenwärtig am meisten unter uns herrschen. Macht Sie nicht das Leben in denen meisten Gesellschafften aus? Ernähren sich nicht viele Persohnen damit? Und sind nicht viele bloß deswegen wohlgelitten und angesehen, weil sie die nie-

verträchtige Kunst besitzen, alle Handlungen ihres Nächsten, auch die unschuldigsten, auf eine boshafte und verläumderische Art, vorzutragen und durchzuhecheln? Wie viele würden das ganze Jahr durch, wenig oder gar nichts zu reden haben, wenn ihnen die Freyheit, über den Nächsten zu lästern, benommen wäre? Manche hören gar mit einer besondern frommen und scheinheiligen Art zu, wann es über den armen Nächsten loß geht. Anfänglich stellen sie sich, als wollten sie gar nicht hoffen, gar nicht glauben, daß dies oder jenes wahr sey. Verdrehen die Augen, seufzen, ruffen den Nahmen Gottes aus, biß gleichsam dadurch ihre Zunge gelößt wird, und sie in dem Ton kommen, darinnen sie ihr Lieblings Gespräch fortzusetzen, nicht können müde werden.

Gewiß keine elendere und nichtswürdigere Beschäfftigung, kan unsers Dafürhaltens, nicht seyn,

als die Begierde zu lästern und zu tadeln. Solche Menschen müssen ein tödliches Mißvergnügen empfinden, wann sie von ihrem Nächsten Handlungen sehen, die lobenswürdig sind, die sie innerlich selbsten billigen müssen, wann sie gleich suchen, solche mit ihrer Zunge zu vergiften und als thörichte und lasterhafte Handlungen auszuschreien. Noch ungleich mehr aber muß es solchen tadelsüchtigen Menschen wehe thun, wann sie so gar sehen und erfahren müssen, daß diejenigen Personen sind glücklich geworden, denen sie so viel böses nachgesagt, denen sie den völligen Untergang, das gänzliche Verderben prophezeihet, und deren Elend sie schon so natürlich für Augen gesehen haben. So wie der Geizige, der Geldhungrige sich hängen mögte, wann er hört und sieht; daß sein vernünftig lebender Nachbar noch nicht verarmen will, sondern daß sich dagegen

seine Umstände bessern und das Verderben von ihm flieht; eben so mögte der Tadler des Todes seyn, wenn seine Tadelsucht zu Wasser wird, und wenn er seiner Verläumdungen ohngeachtet, seinen Nächsten sieht glücklich werden. Wie verschieden ist dagegen das Bezeigen, des wahren Menschenfreundes, des ächten Tadlers? Dieser tadelt zwar auch die Fehler seines Nächsten, aber bloß in der Absicht ihn zu bessern, ihn von dem Irrweg, auf die rechte Bahn zu führen, ihm aufzuhelfen, mit einem Wort, ihn glücklich zu machen. Er tadelt ihn im geheim. Oeffentlich unterdrückt er seine Fehler, und heimlich zeigt er ihm, was er sich, durch seine Vergehungen, für einen Schaden zuzieht. Er lehrt ihn das Wahre, von dem Falschen zu unterscheiden, und giebt ihm Mittel an die Hand, sich vom Verderben zu erretten. Welche himmlische Freude muß her-

nach die Seele eines solchen rechtschaffenen Freundes beleben, wann er erst gewahr wird, daß sein Tadel, seine Warnungen, seine Vorschläge seine Bemühungen, die gewünschte Wirkung gehabt haben? Wann er seinen Nächsten sieht glücklich werden, wann ihm derselbe und sein eigenes Gewissen das selige Zeugniß geben, das meiste dazu beygetragen zu haben.

Damit nun aber auch unsere fleißigen Leser und Leserinnen wissen, wie man der thörichten Tadelsucht begegnen müsse; so kan ihnen dieses niemand besser, als die schöne Leßingische Fabel sagen.

Zevs und das Schaf.

Das Schaf muste von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zevs und bath sein Elend zu mildern. Zevs schien willig, und sprach zu dem Schaf: ich sehe wohl mein frommes Geschöpfe, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll

ich

ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten? — — O! nein, sagte das Schaf, ich will nichts mit reissenden Thieren gemein haben. Oder, fuhr Zevs fort, soll ich Gift in deinen Speichel legen? Ach, versezte das Schaf, die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehasset. Nun was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben. Auch nicht, gütigster Vater, ich könnte leicht so stössig werden, als der Bock. Und gleichwohl, sprach Zevs, must du selbst schaden können, wann sich andere, dir zu schaden, hüten sollen! Müßte ich das, seufzte das Schaf? O! so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust schaden zu wollen, und es ist besser Unrecht leiden, als Unrecht thun. Zevs segnete das Schaf, und es vergaß von Stund an zu klagen.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes neuntes Stück.

Samstag, den 10 Decemb. 1768.

Betrachtung über das Vorurtheil:

Das Kleid macht den Mann.

Kein Vorurtheil hat eine gröſſere Macht, und einen ſtärkern Einfluß in die Gemüther der Menſchen, als das tägliche und bekannte Sprüchwort: Das Kleid macht den Mann. Aber kein Vorurtheil bringt auch dem ganzen menſchlichen Geſchlechte einen gröſſern Schaden, als eben daſſelbe. Dann wann ein Menſch noch ſo redlich, noch

so geschickt ist, und in einer schlechten und geringen Kleidung daher gehet; so wird er gering geachtet, oder wohl gar hiutan gesezt und verachtet. Warum? Das Kleid macht den Mann. Ich bin gar kein Feind von einer hübschen, erbarn und dem Stande gemässen Kleidung. Noch vielweniger will ich denjenigen das Wort reden, welche entweder aus einem schändlichem Geiz, oder aus einer gewöhnten Trägheit, oder Bequemlichkeit, wie sie es zu nennen pflegen, sich nie ihrem Stande gemäß kleiden; sondern ihre Perücken nur alle drey Wochen pudern, und ihre schwarzen Kleider alle viertel Jahr auskehren, so, daß sie eher grau als schwarz scheinen. Ich will diejenigen nicht billigen, welche ihre weissen Halsbinden und Oberwäsche, wann sie solche schon acht Tage getragen haben, erst noch umwenden, um nur ein paar Kreuzer Wäschgeld zu ersparen. Solche Feinde der

äus-

äusserlichen Erbarkeit und einer ihrem Stande unanständigen Kleidung verdienen billig von jedermann ausgelacht und verachtet zu werden. Nein, ich will nur mit wenigem zeigen, daß durch die Macht und Stärke dieses schädlichen Vorurtheils mancher redlicher heruntergesezt und verachtet, mancher unwürdiger Taugenichts erhoben und befördert, mancher aber zum Stolz und Hochmuth verleitet, und also dadurch überhaupts dem ganzen Geschlechte der Menschen ein grosser Schade zugefüget werde. Fidelio, ein Mensch von Verstand, reifer Ueberlegung und gründlicher Gelehrsamkeit gehet noch ohne Dienst und Beförderung herum. Warum? Er hat kein Vermögen sich prächtig zu kleiden, und daher wird er gering geachtet, und muß im Staube sitzen. Was wird in einem schlechten Kleide für eine Weisheit stecken, heist es, das Kleid macht den

Mann. Superbus, ein stolzer Jüngling, der im höchsten Grade dumm und ungeschickt ist, erhält im Gegentheil Ehre, Ansehen und ein einträgliches Amt. Und warum? Er trägt reiche Westen und bordirte Kleider. Das Kleid macht den Mann. Und also folget der Schluß: Der Mann hat Verstand; weil er ein schönes Kleid an hat. Man stelle einen gelehrten Mann in einer schlechten Kleidung an das Fenster, man ziehe aber auch einem Affen ein reich besetztes Kleid an, man setze ihm eine grosse Staatsperücke auf, und lasse ihn zum Fenster hinausschauen; so werden die vorübergehenden gewiß diesem weit mehr Complimenten und Vorbeugungen machen, als jenem. Dann der Pöbel urtheilet also: Dieser hat ein schönes Kleid an, also ist er vornehm, also ist er gelehrt und verdienet Hochachtung. Wird nicht also durch dieses schädliche und verderbliche

Vorurtheil manch redliches Gemüthe, mancher geschickter Kopf, der nicht das Vermögeu hat, sich schön und prächtig zu kleiden, herunter gesezt und mit Schmach und Verachtung beleget? Wird nicht im Gegentheil mancher Dummkopf durch prächtige Kleider aus seinem Nichts hervorgezogen, und zu den ansehnlichsten Ehrenstellen erhoben? Wird nicht aber auch mancher dadurch zum Stolz und Hochmuth verleitet, der ihn bey Gott und Menschen verhaßt macht? Ja, mancher, der das Vermögen nicht hat, suchet wohl gar, von diesem Vorurtheil geblendet, auf seiner Glaubiger Kosten Staat zu machen, nur, damit er in der Welt etwas grosses vorstellen könne. Mir kommt ein solcher Prahler vor, wie die Dohle in der Fabel, die sich mit entlehnten Pfauenfedern schmückte, aber zulezt von den Pfauen, unter welche sie sich gemenget, ihres geborgten

Schmuckes beraubet und mit Schanden weg gejaget wurde. Solte man manchem, der auf die Kleider stolz ist, seinen Schmuck abnehmen; so würde er gewiß wenig oder nichts bedeuten. Und wie sehr versündiget sich ein Stolzer gegen seinen dürftigen Nächsten, den er öfters gering schäzt und nicht einmal des Ansehens oder eines Wortes würdig achtet? Wie will er vor Gott bestehen, der allem Stolz und Hoffart feind ist? So weit kan es das Vorurtheil bringen: Das Kleid macht den Mann. Ich will nun einen solchen Hochmüthigen auch mit einer poetischen Feder schildern, damit ein Kluger die Abscheulichkeit des Stolzes einsehen und dieses Laster fliehen möge.

Jüngst sah ich ohngefähr Superbum bey mir stehen: Schon bey dem ersten Blick kont man ganz deutlich sehen,

Daß

Daß er ein wahres Bild von Stolz und Uebermuth,

Daß selbst der Lucifer in seiner Seele ruht.

Es war ein jeder Blick von stolzem Troz begleitet.

Der ist bey ihm beglückt, der seinen Zorn vermeidet.

Die Minen zeigen schon, wie groß sein stolzer Geist:

Nichts ist, das seiner Wuth und Rachgier sich entreißt.

Seht, wie die Kleider selbst die Maiestät vermehren;

Wer wolte seinen Pracht nach Würden nicht verehren?

Er blitzet ja von Gold. Dort glänzt ein Diamant:

Hier prangt ein grosser Ring an der gezeigten Hand.

Mit was für Anmuth sieht man ihn die Schritte messen?

Der ist dem andern gleich, der Tact ist nicht vergessen.

Man höret wie sein Mund von nichts als Thaten spricht,

Die er mit starkem Arm fast wunderbar verricht.

Er rühmt, wie dorten einst ein ganzer Hauf geflohen,

Nur bloß vor seinem Zorn; vor seinem Grimm und Drohen.

Er schreckt die wilden Thier; er rühmt der Löwen Streit,

Die er in Wäldern schlug. Wie er vor kurzer Zeit

Mit zehn verwegenen sich mit der Faust geschlagen,

So, daß er über sie den Sieg davon getragen.

Fragt man ihn was gerings, so glaube keiner nicht,

Daß ihm ein solcher Held noch eine Antwort spricht.

Es läßt sein hoher Geist sich nicht zu niedern Dingen.
Wer kan der Cedern Spitz zu niedern Sträuchen
zwingen?
Dieß ist die gröste Gnad; wann er auf solche Frag
Mit schneller Stimm zwey Wort zur Antwort
sprechen mag.
Drauf schweiget jedermann; es ist die gröste Stille:
Ein jeder denket nur, wie er dasselb erfülle.
Wer rührt noch seine Zung? Wer ist, der wider-
spricht?
Wer ist, der in ein Nest von Stachelbienen sticht?
Seht, wie die Minen schon uns jetzo vorher sagen,
Wie feurig seine Wuth; wer wolte also wagen,
Daß er sie durch ein Wort in heisse Flammen sezt?
Spürt er, daß seine Ehr im mindsten wird verlezt;
So ist kein Retten da; es ist nicht Zeit zum Fliehen;
Man siehet sein Gesicht in vollem Feuer glühen;

Es ist die Raserey auf seine Stirn gemahlt;
Doch, was gemahlt? Sie selbst ists, die darinnen strahlt.
Kein Pferd, das wütend ist, das sich erhebt und bäumet,
Das schläget, wühlt und reißt, das springet, tobt und schäumet,
Knimmt seinen Rasen gleich. Sein Aug verdrehet sich:
Die stolze Nase schnaubt; der Mund droht fürchterlich;
Er knirscht, er schäumt und gischt; sein Fuß stampft auf die Erde,
Daß, wo es möglich wär, sie ganz erschüttert werde.
Es hilft kein Bitten nicht. Drum suchet seine Gnad.
Ein jeder feiger Mensch ergreife diesen Rath.

Dar-

Darauf war ich bedacht, mich von ihm abzulenken,
Und seinem Stolz und Zorn, im Gehen, nachzuden-
ken.

O Thorheit! dachte ich. Was hebt sich dann der
Staub?
Nun wessen rühmet sich der Würmer spröder
Raub?
Gewißlich, die Vernunft hat den Superb verlassen.
Er träumt, er sey ein Gott, er werde nie erblassen.
Der andern Menschen Hauf sey nur für ihn ge-
macht:
Man rühme seinen Stolz, man ehre seinen Pracht.
Laßt eine Dohle sich mit Pfauenfedern schmücken;
Wird wohl ein fremder Schmuck für ihren Hals sich
schicken?
So prächtig sie auch geht, so stolz sie sich verstellt;
So währt es doch nicht lang, bis ihre Hoheit fällt.

Die rechte Pfauenschaar wird ihr die Federn neh-
men,
Und selbst der Dohlen Zunft wird sich der Närrin
schämen.
Hat dann der Esel dort die Thiere lang geschröckt,
Der sich mit Löwenmähn, aus eitlem Stolz, be-
deckt?
Es kommt doch noch ein Fuchs, der seine Ohren sie-
het,
Und sagt: Sie sind zu lang: was ists, warum ihr
fliehet?
Ihr Thiere, nehmt die Haut; so steht ein Esel da;
Wie man auch gleich darauf den Esel zittern sah.
Geh, prange nur, Superb, verachte deines gleichen,
Und denk, die höchste Spitz der Ehre zu erreichen.
Erzähle Wunderwerk, und schwinge deinen Sinn
Von dieser Erd empor und zu den Sternen hin.

Du wirst, wann dir dein Schmuck und Löwenhaut
entzogen,
Ein Dohl und Esel seyn. Was hilfts, daß du gelogen?
Geh, schweig, und halt an dich: man kennt des
Esels Stimm
Auch bey der Löwenhaut; und der geborgte Grimm
Wird durch des Fuchsens List entdecket und zu
Schanden;
Die Ohren zeugen ja von deinen Anverwandten.
Genug Superb, du bist der klugen Köpfe Spott:
Die Frommen hassen dich; dir widerstehet Gott.
Ach, wehe, wehe dem, der wider Gott will streiten;
Der muß in Ewigkeit desselben Antlitz meiden.

*** *** ***

Solt nicht, der dieses überlegt,
Durch Spott, der Stolzen Lohn, bewegt,
Den Hochmuth inniglich verfluchen,
Und immer nur die Demuth suchen?
Ach weiche, stolze Satansbrut!
Du stürzest in der Höllen Glut;

Du bist der Anfang aller Sünden;
Du machtest selbst die Höll enzünden;
Du bist das ärgste Schlangengift,
Das Satan in dem Fall gestift.
Wer wolte wohl das Gift berühren,
Geschweige, zu den Lippen führen?
Drum fliehet allen Hochmuthsschein;
Laßt Demuth eure Zierde seyn.

Das Denken.

O Mädgen trau dem Jüngling nicht,
Und wenn er noch so viel verspricht,
Sein Seufzer ist oft ein Gedicht,
Und sein Wort selten ächte.
Doch, ob der Jüngling trauen kan,
Schielt ihn ein Mädgen zärtlich an,
Als wünschte sie sich einen Mann?
Das weiß ich nicht. Ich dächte.
Beständig treulos schmeichelt dir,
Verliebtes Mädgen, glaube mir,

Der Schwurgewohnte Officier:
Er liebt nur das Gefechte.
Ob aber manche ernstlich ficht,
Wohl gar aus Zorn mit Nadeln sticht,
Wenn man auf Lippen Kirschen bricht?
Das weiß ich nicht. Ich dächte.

Man spricht, doch spricht mans wohl aus Neid,
Daß oft ein schön versilbert Kleid
Ein Mädgen voller Eitelkeit
Um ihre Härte brächte.
Doch ob uns manches Mädgen rührt,
Wenn sie den Putz und Schmuck verliert,
Und ihren Staat nicht adlich führt?
Das weiß ich nicht. Ich dächte.

Ich glaube wirklich, das Cecil
So manchem Mädgen mehr gefiel,
Wenn nicht sein immer scharfer Kiel
Vertraun und Ansehn schwächte.
Doch ob Corinne dann gefällt,
Die Tadlerin der ganzen Welt,

Wenn sie ihr loses Mäulgen hält?
Das weiß ich nicht. Ich dächte.
Ich weiß gewiß, mein ärgster Feind.
Der jezt ganz unerbittlich scheint,
Wär biegsam, und alsdenn mein Freund,
So bald er mit mir zechte.
Doch, würde Chloris wohl noch schmähn,
Entschlöß ich mich, zu ihr zu gehn,
Und zärtlich um ihr Herz zu flehn?
Das weiß ich nicht. Ich dächte.
Der Wein erfreut des Menschen Herz,
Durch ihn gelingt uns mancher Scherz,
Ja, er vertreibet manchen Schmerz,
Der sonst sehr viel vermöchte.
Doch, ob sichs dann nicht besser trinkt,
Wenn, da der Wein uns lockend blinkt,
Auch meine Phyllis zärtlich winkt?
Das weiß ich nicht. Ich dächte.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes zehentes Stück.

Samstag, den 17 Decemb. 1768.

Gewöhnliche Wünsche.

Was ist gewöhnlicher als Wünsche? Werden sie nicht bey mancher Gelegenheit manchen abgezwungen? Wird nicht mancher bey Jahreswechseln dazu herausgefordert? und weiß er nicht wieder in wohlgesetztem Wörterpracht darauf zu antworten, so wird sogleich die Hechel über ihn gezogen, und er muß entweder nicht zu leben wissen, oder der Argwohn macht wohl gar den lasterhaften Schluß von ihm (zumal wann er aus Respect schuldig ist ihme die glückseelige neue Zeit zu erst anzuwünschen) er gönne ihm nichts

Gutes, unterlasse es aus Hochmut, Grobheit, ja gar vorsezlicher Boßheit, und verliehrt wohl den Gönner darüber, für welchen und für dessen ganzes Haus er mehr Seegen in seinem Schlafgemach auf den Knien erbittet, als er im Stande ist, gleich andern, schwülstige Worte zu verschwenden, welche die Innbrunst nicht zum Grunde, die Andacht nicht zur Führerin, die Dankbarkeit nicht zum Endzweck, und die Redlichkeit nicht zum Ursprung haben. Der Himmel sey ihme alsdann bey der Ungnade seines Gönners gnädig, welche er sich dadurch zugezogen, weilen sich solcher nie Mühe gegeben, das Innerliche eines rechtschaffenen Mannes auszugehen, sondern nur nach dem Aeusserlichen schliesset. Dieser rechtschaffene Christ, wird doch nicht unterlassen für seinen nun ungnädigen Gönner zu bitten; und die Allmacht wird ihn wieder zu regieren wissen, daß er ihm gnädiger wird, als er ihm jemal gewesen.

Wünschen, von der heiligen Städte des Tempels abstammend, stellen wir aus schuldiger Ehrerbietung

allen

allen Glauben und Hochachtung zu und verlangen nichts sehnlicher, als daß sie durch das eifrige Gebet des treuwünschenden Lehrers, ein gnädiges Fiat erzwingen mögen. Wir wollen es aber dahin gestellt seyn lassen, ob der Nächste an der Superintendentenstelle, dem Herrn Superinderten aus Herzensgrunde eine lange Reihe Lebensjahre eifrig anwünschet. Jedoch wollen wir auch das Gegentheil nicht ohne Ausnahme behaupten, um uns nicht selbsten von der Macht der Vorurtheile bemeistern zu lassen.

Im Wehrstand ergehen manche Wünsche gewiß recht ehrlich, besonders im Soldaten-Stand. Da wünscht der Hr. Fänderich dem Hn. Lieutnamt, dieser dem Hn. Obrist, der Hr. Obrist dem Hn. Major: und so fort, einer dem andern aufrichtig baldige Beförderung an. Geschiehet dieses aus der redlichen Gesinnung sie glücklicher zu sehen? O unglückseeliges Vorurtheil! sich selbst glücklicher zu machen, und in deren vorträglichere Stellen und Einnahmen überzutretten. So kan also ein guter Wunsch, den

man an einen andern ergehen lässet, zwar aus Herzens-Grund entspringen, auch denselben nützlich zu seyn scheinen, und doch mehr auf eigenen als des Nächsten Nutzen abzwecken.

Der Nährstand, nach seiner Obern Beyspiel, äffet diese löbliche Gewonheit nach, einen Haufen Worte zu verschwenden, an welchen das Herze keinen Theil hat. Ein Handelsmann wünschet dem andern eine blühende und gesegnete Handlung. Lasset den Wünschenden Gelegenheit überkommen, des andern seine ganze Correspondenz auszukundschaften, so wird er sie mit Vergnügen an sich ziehen, und dem andern vorsetzlich allen Seegen zu entreißen, zu seiner Pflicht machen, nach denen bekannten Sprüchwörtern: Ich bin mir die nächste Treue schuldig. Handeln duldet keine Freundschaft. Und als mein bester Freund, kanst du mir es nicht verargen, wann ich dir diesen Augenblick alles Gute mit denen theuresten Zusicherungen anwünsche, unter solchen Wünschen aber dich in mein Gewölbe führe, und um etliche

hun-

hundert Thaler gegen eine nichtsnutzige Waare leichter mache. Ja, wirst du sagen: wo bleibt dann aber die Nächsten Liebe, welche ihren Nächsten wie sich selbst lieben soll? Diese gehört in Handelssachen unter den Pavel, und ist nur dann und wann dem äusserlichen Schein nach zu brauchen, die Prahlerey mit zu bedecken, wann man aus gestohlnem Leder Schuhe für Arme machen läßet, oder von einem der Kirche geraubten Gut die Canzel kleidet, den Alter behänget, und mit silbernen Leuchtern besetzet, seinen Namen zu verewigen, und sich einen unsterblichen Ruhm bey ruhmloß geführtem Leben zu machen.

Das Erste muß die Nächstenliebe und das Letztere die Gottesfurcht zur Decke der Prahlerey haben. Würde sich ein solcher Reicher nicht mehr Seegen erwerben, wann er davor bey Lebenszeiten Dürftigen, die sich das Brod für der Thüre zu suchen schämen, eine Unterstützung und Beytrag nach Hause schickte? Er würde es dem Herrn aller Herrn leyhen, mit tausendfachem Seegen wieder überkommen, und durch der er-

quickten Wittwen und Waisen Dankgebet zu GOtt für die Rettung äusserster Hungersnoth, sich Schätze im Himmel sammlen.

Durch ein kleines Capital, einen Handwerksmann zu Erkaufung eines Vorraths ohne Zinse vorgestrecket, würde er sich die Liebe seiner sämtlichen Mitbürger kaufen.

Wollt er dürftigen Musen-Söhnen unter die Arme greifen, sie dadurch der Kirche und dem Staat nützlich und brauchbar zu machen, so würde er sich das ganze gemeine Weesen zum ewigen Dank und Ruhm verbinden, und in allen denen durch ihn in Kirche und Staat zu Ehrenstellen gelangten Gliedern in Kindes Kindes Kinder unsterblich seyn.

Alleine auch dieses sind nur Wünsche, welche das traurige Schicksaal haben, daß unter tausenden, so herzlich sie auch gemeint, nicht leicht einer eintrift.

Ein Handwerksmann wünschet dem andern gesegnete Nahrung; und giebt doch, die Nahrung des andern an sich zu ziehen, seine Waaren wohlfailer; beederseits erfolgendes Verderben, zeiget am Ende des Jahrs die bittern Früchte ihrer Gewonheits-Wünsche.

Thörigte Wünsche, dienen nur ein Gelächter zu erregen, worunter die zu rechnen, welche ein verliebter Galanthomme mit einer gewissen Degenscheide, a la Mode gekleidet, a la moderne frißirt, nach Bisam und Ambra stinkend, mit seiner Uhrkette als einem Sammelplaz aller Thorheiten prangend, weilen sie mit allem, was daran unschicklich angebracht, versehen, Herr Haasenfuß, bey seiner Gebieterin der affectirten Mademoiselle Rechts und Links anbringt. Er wünschet ihr nehmlich einen ihren rühmlichen Eigenschaften würdigen Liebsten, und ich will es behaupten, seine Selbstliebe überzeugt ihn, daß keiner ihrer würdiger sey, als nur er. Was Nutzen zöge die Nachwelt aus ihren Sprossen? Schweig vorwitziger Spötter! Es würden Wunder-Kinder werden, und

mit frisirten Köpfen und Postillions d'amour um den Hals auf die Welt kommen. Sie würden den Erdkreiß wieder mit irrenden Rittern, Don Quixotten, Abentheuren, und verliebten Prinzen und Prinzeßinnen anfüllen, und die Romanensprache würde wieder durch sie ihren Werth aufs neue glänzen lassen, und unsern einfältigen teutschen Redensarten die Landes-Verweisung ertheilen.

Hast du nun etwas hierwider einzuwenden Spötter? Siehest du nicht den grossen Nutzen davon ein, so giebst du klar an Tag, daß du ein in die verliebte und galante Welt unbrauchbarer und untauglicher Klotz bist.

Wir könnten unzählige solche Wünsche anführen, alleine wir wollen uns diesen einigen genug zum Gelächter seyn lassen.

Wir wollen unsern Mitbürgern einen Wunsch in einem einigen Wort zueignen, und in diesem finden sie alles, was sie zeitlich und ewig glücklich machen kan, und von welchem jetzt beynahe die Welt mehrentheils

entblöst zu seyn scheinet, und sich dahero nebst allem Unglück, auch den baldigen gänzlichen Ruim und Umsturz zu zuschreiben hat.

Worinnen mag wohl dieser Ausdruck bestehen, in welchen sich alle Glückseeligkeit einschränket? Wir wollen den gierigen Leser nicht lange mit Nachdenken belästigen. Es ist das einige Wort Religion. Wer Religion hat fürchtet und liebet GOtt; wer GOtt fürchtet und liebet, jaget der Tugend nach, und hasset die Laster; Wer der Tugend nachjaget, übet auch die Nächstenliebe als eine Haubt-Tugend aus: wer dieses alles aus der Religion entspringende Gute ausübet, der muß glückseelig seyn, und am Ende der Lebenstage seine zeitliche Glückseeligkeit mit der ewigen verwechseln.

Eine daraus entspringende gute Kinderzucht, welche beynahe wie die Religion gänzlich verloschen zu seyn scheinet, wird Staat, Land und Stadt glücklich und zur Bewunderung derer Benachbarten machen.

Kein gewissenloser Vatter wird seinem mündersjährigen Sohn seine jugendlichen Boßheits-Sünden erzählen, ihme dadurch einen vermeintlichen Freybrief

zu geben, solchen nachahmen zu dörfen, unter der Vertheidigung, mein Vatter hat es auch so gemacht. Wird wohl ein solcher Vatter ohne einen Vorwurf zu gewärtigen, seinen boßhaften Jüngling strafen, und solchen zu vermeiden, nicht manches stillschweigend übersehen müssen?

Keine wollüstige, herrschsüchtige und hochmütige Mutter, wird ihre Tochter durch ihr Beyspiel lehren, den Mann durch Schwelgen, Kleiderpracht, Spielen, und Ernährung fremder Jugend, das Thor zu suchen, und aus Verzweiflung gar in die Hölle zu springen.

O Thaten! welche an unsern unglückseeligen Zeiten die alleinige Schuld und der Ersäufung mit dem Mühlstein am Halße, mehr als zu würdig sind.

Ist was religionloßeres als die Kinderzucht jeziger Zeiten? Im vornehmen Stand müssen die Jungenherrschaften, meistens ehender ein französches Pas machen als ein Vatter-Unser beten können, und die Kinderlehre bey ihnen in der Hand zu erblicken, würde für eine Schande gehalten.

Vor Jungen des gemeinen Pöbels, ist kein ehrlicher Mann fast mehr auf der Strasse sicher, nicht

von

von ihnen beleidiget, oder wenigstens verlachet zu werden; und züchtiget man einen solchen wilden Sprossen mit der Hand, oder einem Stockschlag, so muß man gewärtigen, von ihren Faunen gleichen Eltern, gar um den Gebrauch der Arme und Beine gebracht zu werden.

Ist hieran etwas anders Schuld, als daß die Religion und deren Ausübung mangelt?

Jedoch richtet das Machtwort der Diener Gottes nichts, so prediget auch der Sitten-Lehrer tauben Ohren; drum schlüßen wir mit dem herzlichen Wunsch eines gewissen Poetens:

„Die Noth ist allgemein, drum ruffen wir o Herr!
„Weil wenig nicht viel hilft, hilf generaliter.

***

Nachdeme beykommendes Schreiben eingelaufen, so will man hiemit solches nebst der Beantwortung denen geneigten Lesern mittheilen.

Mein Herr!

Wenn es wahr ist, daß man den Vogel aus dem Gesange, den Menschen aus der Schreibart erken-

nen

nen kan: so ist es eine ausgemachte Sache, daß sie der tugendhafteste Mann von der Welt sind. Wie so! werden Sie mich fragen? Ich will Sie nicht lange aufhalten, vernehmen Sie mich.

Neulich besuchte ich meinen guten Freund, und als wir von gelehrten Sachen zu Rede kamen, sagte er mir: Sehen sie hier wiederum eine neue Wochenschrift, und nahm den ersten Band derselben aus seinem Büchergestelle. Ich, weil ich ein Liebhaber von derley Schriften bin, laß gleich auf der Stirne diesen schimmernden Titel: Die Macht der Vorurtheile. GOtt sey es gedankt, schrie ich auf, schon längstens habe ich mir eine solche Wochenschrift gewunschen, damit doch die Leute einmal klüger dächten!

Nachdem ich ihm in dieser Materie etwelche Geschichte erzehlet habe: bath ich um Erlaubniß dieses Buch zu lesen. Er gestattete es mir gar gerne. Ich nahm daher ihre Wochenschrift und zugleich meinen Abschied, und gieng nach Hause. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, mit welcher Neugierde ich allda angefangen habe ihre Schriften zu lesen. Wie

verwunderte ich mich, da Sie mit einer so ausnehmenden Gedult, und christlichen Gelassenheit demjenigen geantwortet, der Ihnen zuvor so unhöflich, und derb in einem Schreiben begegnet ist; indem er Sie für unfähig gescholten den Charakter, den Sie über sich genommen, zu behaupten: und ihre Schriften nicht höher geschätzt, als daß dieselbe einem Käsekrämer taugen sollten.

Ich gestehe es frey, ich bin sehr böse geworden über die Lasterzunge dieses schwarzgalligten Mannes, der seinen Kiel nicht anders, als im Gifte eingetauget hat. In diesem Stücke haben Sie, mein Herr! Tugend, und Großmuth gezeiget; und eben darum verdienen Sie das Lob, welches solchen Männern, wie Sie sind, gebühret. Meine Absicht ist zwar nicht, daß Sie auf mein Loben einige Acht haben sollten, nein, das verlange ich nicht; sondern ich will Ihnen, obwohl ich die Ehre nicht habe Sie zu kennen, nur Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Hat Ihnen dieses mein Bestreben nicht gänzlich misfallen: so machen Sie diesen Brief in ihrer nächsten Wochenschrift bekannt, damit alle sehen, daß derjenige

die

die Tugend mit gleichgültigem Auge nicht ansehen kann, der sich nennet

Ihren

ergebensten Freund
M. St. v. R.

Antwort-Schreiben
an den Herrn M. St. v. R.

Mein Herr

Wann es richtig ist, daß man einen Vogel aus dem Gesang, und einen Menschen aus der Schreibart erkennen kan; So ist es eine ausgemachte Sache, daß sie einer der größten Spötter sind, die ihren Stachel so in Honig tauchen, daß wenn man nicht recht subtiel fühlet, man des Stiches kaum gewahr wird, und die angebrachte Wunde uns erst von fremden gezeiget werden muß.

Will man nun zu ihrem Gesang schicklich accompagniren, so muß man gleiche Thöne führen. Hier folget auf das Menue das Trio.

Sie

Sie wünschten sich eine solche Wochenschrift, damit doch die Leute einmal klüger dächten. Sie sind sonst ein Liebhaber der Gesellschaften, machen Sie bey dieser Gelegenheit mit diesen Leuten Gesellschaft mit. Sie verwundern sich daß ich meinem unhöflichen Gegner so gelassen ausgewichen. Ich mache mir allezeit eine Freude davon einem boßhaften Thoren mit Gelassenheit auszuweichen, und versichre Ihnen, daß ich auch ihr stachlichtes Lob gelassen gelesen.

Sollte ohngefehr ein Defect von dieser Wochenschrift in Käßekram wandeln, (welches öfters bey denen schönsten Werken geschiehet) so weiß ich doch daß dieses Werk an Ihnen einen gewissen Bemitleider findet, und wann etwas Ihnen davon in die Hände kommt, daß Sie diesem Rest eine bessere als die allgemeine Vernichtung zu theil werden lassen.

Könnte ich nicht einmahlen auch einen alten Ahnen von Ihnen (welcher sich durch widriges Schicksaal auf dem Trödelmarkt verirrt) ein Portrait um schlechten Werth in die Hände bekommen, und Ihm auch wieder Höflichkeit wiederfahren lassen.

Ich

Ich will ihn ehren, ich will ihn in mein schönstes Zimmer aufmachen, ich will ihm vorsagen, wie Sie der Tugend nacheifern, wie Sie sich des Nächsten durch vertheidigen annehmen, will ihm mein eignes lebendiges Beyspiel darstellen, und will ihme melden, daß Sie mich, durch Vertheidigung meines Wochen-Blats zu so redlichem Dank verbunden, als die Absicht war, aus der sie geflossen. Kurzum! ich will ihn versichern daß ich bin,

Dero

zu gleicher Redlichkeit verpflichteter

Diener

Der [Verfasser / Verleger] N. N.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes eilftes Stück.

Samstag, den 23 Decemb. 1768.

Es gehöret eben nicht gänzlich unter die Vorurtheile, daß zu Kriegszeiten aller Orten Religion und bürgerliche Gesetze ausser aller Acht gesetzet werden, daher mit überzeugenden Gründen geschlossen werden will, daß wo Soldaten einquartirt sind nichts als Laster der Endzweck aller ihrer Thaten seyen; und sie sich im Winterquartieren besonders derer Bürger Weiber, und Töchter zur Recroudirung junger Mannschaft zu Nutze machen. So viel ist

gewiß, daß der Martissohn in diesem Punct kein Kostverrächter; wie dieses eben so unwidersprechlich, daß Venuß dem Marti allezeit zur Seiten gehet; doch ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß ob gleich viele Bürger in Einquartirungen mit hohen Stirnen beehret werden, auch zuweilen ziemlich viele Martissöhne, welche schon in vielen verliebten Campagnien ihr Pulver verplazt, wieder mit hohen Fronten von Bürgern beschenkt abmarschieren müssen. Nur mit diesem empfindlichen Unterschied: dem Soldaten wird seine Mühe von der geliebten Madame reichlich bezahlt, oder bey einem jungen Mädgen, dem Spott zu entrinnen, die Scharte mit einer reichen Mitgift ausgewezt, und sie in einem Stand versezt, wo sie so viele Schwägerinnen überkommt, als ihre Frau Mama dem Hn. Papa Schwäger geworben.

Hat ein verliebter Bürger aber das Glück, seinen muthwilligen Hengst an den Pfahl eines Soldaten anzubinden, so kommt es ihm neben seinem schon sattsam abgereichten Geschenken, die Verschwiegenheit zu erzwingen, noch weit höher zu stehen, als er sich jemalen vermuthen können; besonders wann der Soldate darhinter kommt, und ihn endlich erschleicht, welches auch oft von dem Weibe selbst so angesponnen wird, wann sie zuvor schon genug von ihren Amanten genossen, seiner satt hat, um ihn mit einem andern vertauschen zu können, und ihren Gatten für die Nachlese, eine Erkenntlichkeit in die Küche zu jagen. Sind dergleichen Beyspiele in jedem solchen Zeitpunct wo Kriegsläuften und Einquartirungen, häufig aufzubringen, so ware es besonders in dem lezten Krieg. Nachfolgende Erzehlung soll uns

zu nicht geringer Belustigung und zu mehrern klarem Beweiß dessen allen dienen.

In einer schönen lustigen und angenehmen Stadt, deren Namen zu wissen unnöthig, und nichts weiter zur Anmuth der Geschichte beyträgt, wurde der Regiments-Trompeter welcher ein nach Herzenswunsch schönes Weib besaß in eines reichen Kaufmannes Hauß einquartirt, in welchem der Sohn vom Hauße ein Liebhaber vorzüglicher Schönheit ware, und sich es ein merkliches kosten ließ Eroberungen bey solchen Schönen zu machen. Es lässet sich also ohne Zwang schliessen, daß er sie sogleich bey dem ersten Eintritt nicht mit gleichgültigen Augen ansahe, sondern dahin blickte, wo seine sehnsuchtsvollen Begierden ihre gänzliche Beruhigung zu finden, überzeugt waren. Wer die Kunst Herren zu erobern verstehet, weiß daß man nicht so gleich gewaltsam angreifen, sondern

sich

sich vorhero durch Geschenke und Liebkosungen einschleichen muß, ehe man einen Haubtsturm wagen darf. Unser verliebter, und in dieser zärtlichen Beschäftigung wohlgeübter Jüngling, gab dahero auf alle Gegenblicke dieser Schönen genaue Achtung, und wurde zu seinem innigsten Vergnügen gewahr, daß sie nicht gleichgültig waren, sondern seiner Person die der Beschaffenheit nach noch wohl im Stande war, ein Herz empfindlich zu machen, guten Erfolg seiner brennenden Wünsche zu sicherten.

Nun war noch förderamst des Mannes Gemüths-Beschaffenheit auszugehen, ob nicht etwann seine Eifersucht nicht seinen Wünschen im Weeg stehen mögte. Dieses zu ergründen, lude er den Trompeter mit seinem niedlichem Weibe auf ein Tractament in seinem nahe an der Stadt gelegenen Garten ein, wo es am Pracht Köstlichkeit und Menge der

Speißen und Weine nicht mangelte, und fande daß der Mann eben so eiferſüchtig nicht war, ſondern ihm öfter Gelegenheit ließe mit ſeinem ſchönem Weibe alleine ſich zu unterhalten. Hier hatte nun unſer Liebhaber Gelegenheit, alle vorläufige Anſtalten zu ſeiner Eroberung zu machen. Ein oft wiederholter zärtlicher Druck ihrer ſchönen Hände, welchen ein Gegendruck doppelt zärtlicher machte, gabe ihm Anlaß ſolche zum öftern zu küſſen, welches von ihr mit einem nach ſich mehrerſehnenden Blick und halbgebrochnen Seufzer erwiedert wurde. Nun kunte dieſem nichts anders folgen, als daß Mund auf Mund, beeden Theilen der angenehmſte Zeitvertreib wurde, und die Schöne ihrem Liebhaber unter andern ſüſſen Bemühungen der Hände verſprache, ihn alleine ohne ihren Mann in dieſem Garten öfter Geſellſchaft zu leiſten.

Wer dünkte sich vergügter zu seyn als unser Liebhaber, und alles gieng an diesem Tag fröhlich auseinander. Zu besserer Auseinandersetzung unser Geschichte, wollen wir dem Trompeter Astutio, sein Weib Pulcheria, und den Liebhaber Ammando nennen. Des andern Tages darauf schickte Amando Pulcherien ein Billet zu, worinnen er sich erkundigte wie sie geruhet, und um zugleich auch sie zur Gegenliebe des mehrern aufzu mundern, war solches mit einem Geschenke von reichen Stof begleitet. Pulcheria nahm sogleich Anlaß der Ueberbringerin ein Danksagungs-Schreiben dagegen zu überrechnen; in welchem sie Amando auch zugleich berichtete daß Astutio Morgen auf ein Comando abgeruffen sey, und erwartete hierauf eine Einladung in Amandens-Garten, welche auch erfolgte. Nun gieng es Amando wie er sich wünschte. Vergnügt saße er bey seiner

Pulcheria, welche ihn ohne Hinderung unter dem Halstuch die Trancheen eröfnen, und durch eine Circumvalations-Linie, durch den verdeckten Weeg des Comod- der Haubt und Residenz-Vestung der Vernuß zu eilen ließ; welche dann auch auf den Kampfplatz von weichen Federn bestürmet, berennet, erobert, und nach schlechten Wiederstand eingenommen wurde. Dieses wurde zu beeder Vergnügen öfter wiederholet, nnd wurde unter Ihnen abgeredet, die bestürmt und eroberte Vestung Constantinopel, und den Bestürmer den Großherrn zu nennen, und so oft es Pulcherien gefällig ware ihren Amando genau in die Augen zu sehen, so fragte sie ihn nur ob er nicht wollte den Großherrn in Constantinopel einrucken lassen. Dieser solenne Einzug nun wurde dergestallten vervielfältiget, daß endlich unser Astutio Lunden roche. Endlich wurde er vollkommen überzeugt,

daß

daß in seiner Abwesenheit Pulcheria von Amando niedlich im purem Silber bewirthet wurde, aber dagegen allezeit auf seine Kosten den Amando mit seinem besten Bissen wieder tractirte, wovon er am Ende die lebendige Ueberzeugung gewärtigen muste.

Seine und seines Weibes Schande, und sich nicht zum Gelächter zu machen, stund ihme in Weeg öffentliche Genugthuung zu suchen, sondern war auf eine heimliche süsse und einträgliche Rache bedacht. Zu solcher zu gelangen, schüzte er abermalen eine Reiße vor, schliche sich aber anstatt zu verreissen hinter die Tapetten des Zimmers, in welchem der Großherr allezeit seinen Einzug in Constantinopel hielte.

Er betrog sich auch in keine Weege, sondern beede Verliebte kamen in das ihnen hiezu eigene Zimmer, asen, tranken, und thaten sich sehr gutes, um einander bey dem Einzug kräftiger dienen zu können.

Pulcheria gab Ammando durch feueriche Blicke zu erkennen, daß sie die Ankunft des Großherrn in Constantinopel sehnlich wünschte. Amando war ihr mit allem Vergnügen zu willen, und da sie den Großherrn den Einzug zu erleichtern suchte, und die Hindernuß von Leinwand und Dünglich aus dem Weege raumte, auch der Großherr schon Hannibalen gleich vor dem Thor war, so stieße der dückische Astutio in seine Trompete bliesse Lermen aus vollem Halße, und jagte beede Verliebte auseinander. Ehe sie sich aber Zeit nahmen sich wieder von ihrer Bestürzung zu erholen, bemächtigte er sich des vorhandenen Silbergeschmeides. Die Winterquartiere hatten nun auch ihre Endschaft erreichet, und Astutio und Pulcheria giengen zu Felde. Ob sie jehe sie noch abgereißet, auf diesen Lermen den Großherrn öfter in Constantinopel einziehen lassen, davon kan man nicht

zuversichtlich ja noch nein sagen. Dieses ist aber richtig daß Pulcheria in 9. Monathen darauf mit einem schönen Knaben, kaum da sie diese nehmliche Winterquartire bezogen, darnieder kame, welche Amando so gleichte, daß Astutio sich gar nicht unterfangen wollte, sich seinen Vatter zu nennen, anbey aber auch Amando zum Pathen erkiesete, und ihn mit dem aus dem Garten beym Allarm blaßen eroberten Silberservice, auf welches sein Name und Wappen gestochen, tractirte. Wie dieses unsern Herrn Vatter Gevattern eine Freude mag verursachet haben, giebet man jeden zu überlegen. Er kannte sein Gut, Name und Wappen überzeugten ihn daß es sein eigen, und wo er es verlohren, war ihm auch wissend, nur mögte er noch wissen, auf welche Art es in des Trompeters Hände gekommen. Er kunte sich dahero nicht entbrechen zu sagen daß dieses

Ser-

Service dem seinigen völlig gleiche, uud er es fast be-
theuren wolle, daß es das seinige wäre.

Astutio fiel ihm endlich in die Rede daß es ohn-
möglich seyn könnte, massen er es Beute gemachet,
da der Großherr in Constantinopel einruckte.
Dieses durfte man dem verschlagenen Amando nicht
zweymal sagen, sondern er verstunde alles ohne Mü-
he auf einmal; nahm aber seinen lieben Herrn Ge-
vatter auf die Seite, und bote lhm gedoppelten
Werth davor an, und beede Herren Gevatterschwä-
ger sollen sich dieserhalben sehr wohl miteinander be-
tragen haben; Nur daß sich Astutio ausgebetten,
daß der Großherr Constantinopel mit dem Rucken
anschauen möge. Ob Amando dieses gehalten, und
Pulcheria sich nicht ein Recitiv gewunschen, soll an
diesem Ort gestellet bleiben, wo schon so viele Sachen
weil die Welt stehet, hingestellet worden, und der

also anmuthig anzuschauen seyn muß. Indessen bleibt es ein ewig wahres Sprichwort:

Nulla Salus Bello.

* * *

Da wir in der ersten Geschichte einen von der Eifersucht gänzlich entlasteten Ehemann auftretten lassen, so wollen wir in gegenwärtiger ganz kurzer, einen desto eifersüchtigern aufführen, der doch bey allem dem am Ende gestehen muste, daß Weiberlist nimmermehr zu überlisten, sondern in verliebten Streichen zumalen, den Männerwiz weit übertreffe; und wollten herzlich wünschen, daß nicht mancher Mann bey Ueberlesung dieser Zeilen, von der Wahrheit hiebey erröthen müste.

Sever ein alter mürischer Kaufmann und im Ehestandshandel ein würklicher Pavel, heurathete eine schöne junge und feurige Schöne, welche in dem Lenzen ihrer blühenden Jahre, ware, so wie er auf

den

den höchsten Grade der Winterkälte seines Alters stunde.

Um ihr nun alle Gelegenheiten abzuschneiden, mit Personen gleiches Alter umzugehen, so wurde ihr ihre Behausung bey allen Bequemlichkeiten so sie darinnen hatte, zu einem Kerker gemachet, in welchem sie noch überdiß eine alte Aufwärterinn bewachte, welche durch keine Geschenke zu bewegen war, ihr einigen Zutritt zu vergönnen, und welches das ärgste, so wurde sie auch von ihr in die Kirche begleitet. Unterdessen merkte sie daß ihr ein schöner junger von Adel öfter zu gefallen am Fenster vorbey gieng, diesen liesse sie im Vorübergehen ein Billet vor die Füße fallen, darinnen sie ihme benachrichtigte, daß sie seine Absicht nicht mit Undank erkennete, aber so bewacht würde, daß es ihr unmöglich wäre seine Liebe nach ihrem Wunsch mit Gegenliebe zu belohnen, doch nur einen Augenblicke mit ihm sprechen zu können, so würde sie in die Kirche N. N. gehen, als welche

die

die weiteste von ihrer Behausung wäre, in dieser Strasse sollte er sich in ein Hauß nahe an solcher begeben, und Anstalten machen, daß sie und ihre alte Wächterin im Vorübergehen mit einem Nachttopf starck begossen würde, und sie vor das Uebrige sorgen, und sich von ihr in diesem Hauße antreffen lassen.

Alles wurde nach genommener Abrede auf das Genauste vollzogen, und als sich die Dame mit ihrer Aufwärterin sattsam begossen sahe, so eben gab sie sich in dieses nehmliche Hauß, wo sie von etlichen Frauenzimmern empfangen, um Verzeyhung gebetten, und ihr alle Genugthuung versprochen wurde. Die Dame zog hierauf einen Schlüssel aus dem Sack, und beorderte ihre Aufwärterin, ihr aus ihren Behälter andere Kleider zum Anziehen anhero zu bringen. Hierauf soll die Dame mit dem dahin bestellten Liebhaber eine Unterredung gehalten haben, an deren Eindruck sie neun ganzer Monat gearbeitet, biß sie einen lebendigen Ausgang nahm. Der

alte Sever aber als er die Aufwärterin den Zufall erzählen hörte, sprach O wehe! nun bin ich verlohren, wir sind beede betrogen, ich bin nun in der grossen Gesellschaft, vor welcher ich mich so lange schon gefürchtet. Dahero schlüssen wir mit Grund:

Wann Argus noch so wachsam ist,
So täuscht ihn doch der Weiber-List.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes zwölftes Stück.

Samstag, den 30 Decemb. 1768.

Neque ita porro aut adulatus, aut admiratus fum fortunam alterius, ut me meae poenituerit.

CICERO.

Ein starkes und schädliches **Vorurtheil** ist unter andern auch dieses, daß wir einen Menschen nur bloß nach seinem äusserlichen Zustande und nach seinen Glücksgütern beurtheilen, und denjenigen, welcher vor andern mit hohen Titeln und grossen Reichthümern versehen ist, alsbald für glückselig halten. Das Schicksal des Crösus, jenes reichen Königes in Lydien, wird uns fast allen bekannt

seyn. Es mußte dieser grosse König, der sich selbst für sehr glückseelig hielte, den Ausspruch eines weisen Solons: Nemo ante obitum beatus, der ihm anfänglich gar nicht in den Kopf wolte, erst noch da, als das Todesurtheil an ihm sollte vollzogen werden, eingestehen, und rief daher aus: O Solon! Solon!

Wir können bey dem äusserlichen Schein des Glückes, anderer Leute einen gedoppelten Fehler begehen. Erstlich, wann wir den Grossen dieser Welt in ihrem Glücke schmeicheln, uns allzusehr vor ihren demüthigen, und sie dadurch zu mehrern Stolz und Hochmuth verleiten, der ohnehin schon bey vielen seinen Siz und Wohnung hat. Für das andere stöhren wir dadurch unsere eigene Ruhe und Zufriedenheit, wann wir das wahre Glück in äusserlichen Gütern suchen, und daher andere, welche hieran vor uns einen Vorzug haben, zu sehr bewundern. Wie glückseelig war nicht hierinn der grosse Redner

Cice-

Cicero, schon als ein blinder Heide! Er sagt in den zu Anfang dieses Stückes gesezten Worten:

Ich habe niemal dem Glücke eines andern dermassen geschmeichelt, oder mich über dasselbe so verwundert, daß ich mich deßwegen über mein eigenes Schicksal betrübet habe.

Fast bey den meisten Schriftstellern, sie mögen heidnisch oder christlich, geistlich oder weltlich seyn, treffen wir den Ausspruch an: Wir sind nach dem Tode alle einander gleich. Und warum tragen sie diesen allgemeinen Satz vor? Gewiß aus keiner andern Absicht, als die armen und unglückseeligen, welche das äusserliche Glück der Hohen in der Welt zu sehr bewundern, und daher über ihre Armuth sich betrüben, damit zu trösten und aufzurichten. Solte man aber nicht ein besseres Mittel zu ihrer Beruhigung ausfindig machen können, welches im Stande wäre, sie vollkommen zu frieden zu stellen, und auch

die ersten Quellen ihrer Klagen zu verstopfen? Könte man nicht solche ihrer verkehrten Meinung nach unglückseelige Menschen, an statt daß man sie auf die Gleichheit der Menschen nach dem Tode verweiset, weit stärker trösten; wann man ihnen die Gleichheit der Menschen in ihrem Leben deutlich vor die Augen mahlete? Ich gestehe gar gerne, daß einigen dieser Satz wunderlich und widersprechend, ja fast unmöglich scheinen wird; allein ich hoffe doch, daß ich einige, welche der Sache mit reifer Ueberlegung nachdenken, hievon überzeugen werde. Ich begehre keineswegs eine jede einzele Person zu überführen, daß niemand in der Welt glückseeliger sey, als sie selbst. Dann dieser Vernunftschluß kan vielleicht über den Begriff solcher Leute seyn, welche noch nicht durch eine langwierige Gewohnheit und durch die tägliche Erfahrung gelernet haben, wie sie denken sollen. Es giebt solche Fälle, auf welche sich diese allgemeine Regel nicht schicket. Man trift einige Personen in der Welt an, deren ganzes Leben nichts

anders als eine aneinander hängende Kette von Elend ist, und welche von allen äusserlichen Glücksgütern, von Ehre und Reichthum gänzlich entblößt sind. Diese Art menschlicher Zustände ist ausser dem Kreisse meiner Materie. Was aber den ordentlichen und allgemeinen Zustand des menschlichen Lebens betrift; so getraue ich mir, den Satz, den ich vorgebe, zu behaupten, und denjenigen, welche vernünftig denken, die Unbilligkeit und Ungerechtigkeit ihrer Klagen begreiflich zu machen.

Ein jeder Vernünftiger wird mir zugestehen, daß die göttliche Vorsehung das Gute und das Böse unter uns zulasse. Ich erkenne auch hierinn die Wunder der göttlichen Vorsehung, daß sie nicht allen und ieden Menschen gleichen Grad des Nachdenkens mittheilet. Und ich halte dafür, daß es in gewisser Maaß dem menschlichen Geschlecht nüzlich sey, daß manche Menschen von der Materie, wovon ich gegenwärtig rede, verkehrt urtheilen.

Die Verblendung und falsche Einbildung, welche die meisten Menschen haben, daß nemlich die Glückseeligkeit anderer Leute grösser sey, als die ihrige, ist es einig und allein, was sie beunruhiget und niederschläget.

Viele bedienen sich auch nicht der rechten Mittel, ihre Glückseeligkeit zu befördern. Die meisten bedienen sich zu Erlangung derselben eines von diesen drey Wegen, nemlich der Liebe, der Ehrucht oder des Geizes. Und ob man gleich auf einem dieser Wege schon ziemlich weit gekommen zu seyn glaubet; so wird man doch noch immer viele Personen finden, deren Glückseeligkeit einen Neid bey uns erreget, und uns also verhindert, unserer eigenen Glückseeligkeit zu geniessen. Das Verlangen, sie zu erreichen, und ihnen gleich zu kommen, bemeistert öfters unser ganzes Herze, und stöhret die Freude und die Ruhe in uns. Sind wir zu dem Ziel unsers Verlangens gekommen; so erreget eben diese

Ursache noch die Unruhe in unserer Seele: und also entfernet sich die Glückseeligkeit immer weiter von uns, je mehr wir glauben, derselben näher zu kommen. Die Abwesenheit eines eingebildeten Gutes streuet eine neue Bitterkeit über diejenigen Güter, welche wir allbereits besitzen, und verhindert uns, daß wir sie nicht recht geniessen.

Nichts ist so klar und deutlich, als das, was ich bishero vorgebracht habe. Wollen wir einen Beweiß hievon haben; so dörfen wir nur unser Augenmerk auf einige Personen richten, welche schon einen grossen Ueberfluß an Reichthum und zeitlichen Gütern, und die Stuffen, welche zwischen dem Mangel und Ueberfluß sind, bereits überstiegen haben. Wir werden finden, daß ihre Begierden noch eben so unruhig sind, als zuvor; wann sie bey einem andern auch nur ein geringes Gut wahrnehmen, das sie, ihrer unersättlichen Neigung nach, noch nicht besitzen.

Harpax hat ein Vermögen von 200000 Gulden, und ist gleichwohl mißvergnügt, daß seine Tante, die ihn in ihrem Testamente zum Haupterben eingesetzet, von ihrem Vermögen, das sich ungefähr auf 60000 Gulden belauft, noch bey 4000 Gulden an Legaten für ihre Pathen und andere nothdürftige Personen weg vermachet hat. Man siehet hieraus, daß der weise König Salomo das Schicksal und das Herze der Reichen sehr wohl gekennt habe, wann er von ihnen geschrieben: daß ihre Unruhe mit ihren Schätzen wachse.

Eine von den vornehmsten Ursachen, welche die Armen in ihrem Unglücke zaghaft machet, ist diese, daß die Armuth uns öfters bey andern Leuten verächtlich machet. Allein ob man gleich im Sprüchwort saget: Der Arme liegt überall darnieder: so wird doch ein Kluger niemal einen Dürftigen wegen seiner Armuth verachten, zumal wann er an die Worte Salomons gedenket: Arme und Reiche müs-

sen bey einander seyn; der HErr hat sie beyde geschaffen. Ich rede von solchen, die ohne ihr Verschulden arm sind. Dann ein Verschwender, der in seinem Glücke gegen jedermann stolz und hoffärtig war, und all sein väterliches Erbgut umgebracht hat, verdient bey seiner Armuth nicht das geringste Mitleiden, sondern ist vielmehr werth, ausgelacht zu werden.

Eine noch grössere Thorheit aber ist es, wann Personen von geringen Mitteln dem ungewissen Glücke zu viel trauen, und öfters nach dem gemeinen Sprüchwort zu reden, Schlösser in die Luft bauen. Sperander hofte unlängst durch eine Lotterie glücklich zu werden und ein grosses Loos zu gewinnen. Er suchte daher alle seine Baarschaft zusammen, und nahm einige Loose. Ja er war von Hofnung seines ihm schon blühenden Glückes so eingenommen, daß er sich ein Hauß kaufte, und weil er nicht einmal den Leihkauf, geschweige den Kaufschilling erlegen konnte,

einen Capitalisten, den er den Tag vorher zum Gevattern gebetten hatte, um einige hundert Gulden ansprach. Ist es einem zu verargen, wann man solcher Gevatterschaften gerne überhoben bleibet?

Doch dieß war ein guter Herr Gevatter, und lehnte ihm das verlangte Geld. Was geschah? Unser guter Sperander fiel mit seinen Loosen in der Lotterie durch. Hier lag also alle seine Hofnung darnieder. Ja er grämte sich über sein unglückliches Schicksal dergestalt ab, daß er in eine Krankheit fiel, wobey ihn noch überdieß der Nahrungsmangel so entkräftete, daß er das erstemal die Zinsen nicht entrichten konnte. Der Herr Gevatter aber begieng die Unhöflichkeit, und kündigte ihm das Geld auf. Und nun steht es zu gewarten, ob er anderstwo das Capital auftreibt. Heißt das nicht dem Glücke zu viel geschmeichelt, so daß man zulezt sein Schicksal beseufzen muß? Ist es nicht besser, wann wir unser Schicksal, darein uns GOtt gesezet hat, mit gelassenem und zu-

friedenem Muthe ertragen, und nicht allzuängstlich nach dem Glücke der Grossen streben? Schakespear ein berühmter Englischer Schriftsteller, schildert uns in einer seiner Tragödien die edle Gesinnung des vom Thron verstossenen und von seinen Feinden gefangengenommenen Königs in England, Richards des zweyten, ungemein nachahmungswürdig. Dieser unglückliche Fürst überlegte einst bey sich selbst, ob er, wann die freye Wahl bey ihm stünde, seinen königlichen Pallast seinem Gefängnisse vorziehen solte? Und nachdem er auf beeden Seiten die wichtigsten und stärksten Gründe auf die Waage gelegt hatte; so ließ er endlich doch die Sache unerörtert.

Glückseelig ist derjenige, der sich so in sein Schicksal zu schicken weiß, und im Glück und Unglück zufrieden ist. Wie viel trägt aber hingegen derjenige zu seiner Beunruhigung bey, der das Glück anderer mit Mißgunst ansiehet, und niemal mit dem seinigen zufrieden ist? Ein bekannter Dichter unserer Deutschen singt hievon sehr lebhaft also:

Wir stürmen auf uns loß, und stöhren unsern Frieden
Durch das, was wir begehrn. Wir sind von dem
geschieden,
Was uns erfreuen kan; weil wir nie ruhig seynd:
Was heute uns vergnügt, dem sind wir morgen
feind.
Ein Sohn, ein Garte, nebst den schönsten Schilde-
reyen,
Ein Amt, ein Hund, ein Pferd, dieß alles soll uns
freuen;
Weil es von uns entfernt: und haben wir es dann;
So achten wirs gering, so sehen wirs kaum an.

Und damit man sehe, daß diese Thorheit schon in den ältesten Zeiten die Menschen bemeistert habe; so will ich eine Stelle aus einem alten römischen Satyrenschreiber, aus dem Juvenal, anführen, und sie denen, so der lateinischen Sprache nicht kundig sind, in deutsche Verse übersetzen. Unser Dichter singt also:

O Sterblicher, wie lang wilt du dein Unglück schmie-
den;
Wilt du den Himmel stets durch deine Bitt ermü-
den;

In-

Indem du, was dir nüzt, zu deinem Wohl nicht zählst,
Und dich aus Eigensinn mit Furcht und Hofnung quälst?
Du siehst, daß deine Zeit sich wie der Wind verwehet;
Indem dein Anschlag stets auf etwas neues gehet.
Dein Alter ändert sich, doch deine Thorheit nicht,
Die sich mit Wünschen speißt. Wenn aber das geschicht,
Was du verlanget hast, und wenn des Himmels Rache
Im Zorn dir alles giebt; so siehst du, daß die Sache
Dein Unglück ist: Dann klagst du selbst die Götter an,
Daß sie, was du verlangt, nach deinem Wunsch gethan.

Ich will diese Betrachtung mit einer Ode des berühmten Gellerts, von der Zufriedenheit, beschliessen; da ich weiß, daß die kostbaren Werke dieses unvergleichlichen Dichters nicht in jedermanns Händen sind.

Zufriedenheit, mein auserwählter Schaz,
Komm, labe mich durch deine Güter!
Mein ganzes Herz giebt deiner Gottheit Plaz,
Und spottet murrender Gemüther.
Was hilft der Gram, der Geist und Körper quält,
Die Kräften schwächt, das Leben kürzet?
Ich klage nicht, wiewohl mir manches fehlt.
Ein Thor, der sich in Kummer stürzet.

Ein heitrer Geist, das ist mein gröster Ruhm;
Mich schröcken nicht des Pöbels Träume:
Ein muntres Herz, das ist mein Eigenthum;
Mein Zeitvertreib sind meine Reime.
Ich dürfte nicht nach Hoheit, Geld und Gut;
Was ist so hoch, als weise Geister?
Wer ist so reich, als ein vergnügter Muth?
Denn der wird seines Schicksals Meister.

So arm ich bin, so hab ich doch genug:
Ich wünsche mir kein fettes Erbe.
Wenn manches Kind den Vater niederschlug;
So wünsch ich, daß er niemahls sterbe.

Mein Kleid ist schlecht; mein Beutel öfters leer;
Mein Bette schmal; mein Zimmer enge:
Doch mach ich mir das Leben niemals schwer;
Was solte mir der Güter Menge?

Dort sizt Argyr in lauter Ueberfluß;
Doch quält er sich in lauter Sorgen:
Ihm mangelt nichts, wiewohl er darben muß;
Man sieht ihn gar bisweilen borgen.
Ein Thaler bringt mir mehr Ergözlichkeit,
Als ihm ein Goldgefüllter Kasten.
Der Geizhals darbt, und hungert jederzeit,
Und ich Gott Lob, darf niemals fasten.

Noch hat es mir an Gütern nie gefehlt.
Warum? Der Welt Preiß ist mein Eigen.
Des Reichen Hand hat mir das Geld gezählt,
Mir täglich neue Lust zu zeigen.
Sein Hauß und Hof, sein Garten, Wald und Feld
Bringt ihm die Last, und mir die Freude:
Und wenn er gleich den Nahmen Herr behält;
Genieſſen wirs doch alle beide.

Kein Unfall macht mein Herze mißvergnügt,
Kein Ungemach kan mich betrüben.
Was mir geschieht, hat GOtt selbst so gefügt:
Drum läßt sichs auch mein Geist belieben.
Trift mich ein Schmerz. Ganz recht; so muß es seyn.
Im Hoffen werd ich bald genesen.
Mißlingt mein Wunsch. Ich finde mich darein;
Vielleicht ist mirs nicht gut gewesen.

So wohnt mein Herz in einer Felsenbrust,
Die nichts als Schand und Laster scheuet.
Drum bin ich mir nichts sträfliches bewust;
Veracht ich alles, was mir dräuet.
Ja fiel auch gleich der Bau des Himmels ein,
Und schlüge diese Welt in Stücken;
Soll Bruch und Schlag, so herzhaft will ich seyn,
Mich dennoch unverzagt erdrücken.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes dreyzehentes Stück.

Samstag, den 7 Jenner 1769.

Ueber Wolken, Regen und Schnee.

Wir haben diesen Winter über, durch Gottes wunderbare Schickung, fast immer Regenwetter, Thau und Nebel gehabt: wir haben aber auch manchmahl viele unnütze und eitle Klagen, solcher Menschen, die durch Vorurtheile oder vorgefaßte Meinungen geblendet sind, hierüber anhören müssen. Wir halten es unsers Theils jederzeit für sündlich und unverantwortlich; wann Menschen als

Geschöpfe und Unterthanen Gottes mit der Witterung, die zwar aus natürlichen Ursachen, aber doch ursprünglich auch von Gott, als dem Herrn der Natur, herkommt, nicht zufrieden sind, oder wohl gar darüber murren, oder andere üble Folgen, als Krankheiten, schnelle Todesfälle, Theurung, Mißwachs und dergleichen aus einem gelinden und mit vielem Regenwetter verbundenen Winter prophezeihen wollen. Herr Thraso, welcher sich erst vor einem vierteljahr zween prächtige Schlitten angeschaffet hat, wird freilich in seinem Sinne unwillig seyn, daß es noch nicht viel geschneyet und gefroren hat, damit er in seinem neuen Pracht durch die Stadt rennen kan. Unterdessen wünschen wir ihm noch ein wenig Gedult; vielleicht giebt es, wann die Prophezeihung: Eine grüne Weihnachten, eine weisse Ostern, eintrift, noch Schlittenwetter, und wie schön wird es so dann

sehen,

sehen, wann er sein Bezzgen an Ostern im Schlitten spazieren fahren kan. Dagegen aber wisseu wir gewiß, daß unsere Herren Altmacher mit diesem Winter ganz wohl zufrieden seyn werden. Dann für diese ist das Regenwetter eine gute Messe, indem diejenigen Personen, die öfters auf der Strasse seyn müssen, mehr Schuhe zerreissen. Und wie wohl wird dieser nasse und dabey erträgliche Winter den Armen bekommen, die weder mit Vorrath an Holz, noch mit einem guten Bette versehen sind. Für diese ist die bisherige Witterung wirklich eine grosse Wohlthat; ob gleich mancher Bauer und Herr Voit, der sich einen kalten Winter versprochen, und seine Büschel in der Hofnung, daß heuer das Hundert 4. Gulden gelten müste, bisher immer aufgespahret hat, nunmehr sich in seiner Rechnung betrogen siehet, und seine Büschel entweder selbst verbrennen, oder wohl-

feiler geben muß. Und so werden auch unsere Herren Büschelhändler oder Büschelwucherer ihre Rechnung nicht finden; wann sie täglich an statt 50. nur 10. oder 20. Büschel verkaufen, und also nicht so viel Zweyer gewinnen. Doch eben, da wir dieses schreiben, und von einem leidlichen Winter reden, fällt ein starker Schnee auf unsre Erde. Wir wollen jezt nicht untersuchen, ob er aus natürlichen Ursachen herkomme, oder ob Herr Thraso solchen durch sein Flehen von dem Himmel erhalten habe. Genug, er steht in der Nacht auf, sieht den Schnee liegen, weckt seine Geliebte, und schreyet voll Freuden: Frau, es schneyt, es schneyt. Er danket dem Himmel für die darauf folgende Kälte, und wünschet nun nichts mehr, als daß nochmahl ein Schnee darauf fallen möge. Dann ist die prächtige Schlittenfahrt so gut als richtig. Dagegen klagen nun andere über

die

die auf einmal eingefallene ſtarke Kälte; und ſo geht es immer fort: niemand iſt mit der Witterung, ſo wie Gott und die Natur ſie ſchicket, zufrieden, und die Weißheit muß ſich meiſtern laſſen von ihren Kindern. Damit aber diejenigen, welche noch nicht einſehen, was Thau, Nebel, Regen und Schnee, für einen Nutzen haben, hinführo lernen, mit der Witterung, wie ſie Gott ſchicket, zufrieden zu ſeyn, und jederzeit Gott, als den Herrn der Natur und als die Quelle alles Guten, preiſſen und erheben mögen; ſo wollen wir unſern wertheſten Leſern ſo wohl den Urſprung, als den Nutzen des Thaues, Nebels, Schnees und Regens in nachfolgendem Gedichte vorſtellen, und ſie dadurch zur Zufriedenheit und zum Preiß des Schöpfers zu ermuntern ſuchen.

Wie vielen machen trübe Lüfte
Zugleich auch ihre Seelen trüb!
Man klaget über nasse Düfte,
Die doch der Schöpfer uns zu lieb,
Und uns zum Nutzen einst geschaffen;
Und unser Danken scheint zu schlaffen.

Wie oft verlöscht, bey Schnee und Regen,
Bey Menschen auch des Dankes Glut!
Man pfleget selten zu erwägen,
Wie groß der Seegen dieser Flut;
Daß ohne solche nasse Dinge
Die ganze Erd zu Grunde gienge.

Drum lasset uns anjezt betrachten,
Wo sich derselben Quelle sind,
Wie hoch derselben Nutz zu achten,
Wie wunderbar dieselben sind:

So werden wir mit schwachen Geistern
Der Allmacht Wege nicht mehr meistern.
Der Stoff zu Wolken, Schnee und Regen
Wird aus dem Dunst und Dampf erzeugt.
Die Dünste, wann wir sie erwägen,
Sind kleine Bläsgen, die sehr leicht
Durch Hitze aus der Erde dringen
Und ferner in die Luft sich schwingen.
Wie sie sich bey der Hitz erheben,
Kan man bey heissem Wasser sehn.
Man sieht viel leichte Theile schweben,
Erhitzet in die Höhe gehn:
Und wer die Hand darüber setzet,
Spührt sie ganz unvermerkt benetzet.
So muß die Meng der Feuchtigkeiten,
Die in der Erd und Wasser ist,
Durch Hitz der Sonne von uns scheiden:

Die Wärme, so die Erd beschliest,
Hilft diese leichte Theile treiben,
Und läßt sie nicht bey uns verbleiben.
Daß aber in der Erde Hitze,
Kan man im Winter deutlich sehn;
Da alles Saamens zarte Spitze
Durch Kälte müßt zu Grunde gehn,
Wenn nicht die Erd mit Wärme nüzte,
Der Schnee vor Winden sie beschüzte.
Der Dampf entsteht von trocknen Dingen,
So, daß er mit den Dünsten steigt.
Wenn sie sich nun ein wenig schwingen,
So sind sie in der Luft zu leicht;
Da dann die Luft sie weiter drücket,
Bis man als Wolken sie erblicket.
Daß nun die Kält der obern Lüfte
Den Hagel, Regen, Schnee und Blitz,

Den

Den Nebel, Thau und andre Düfte
Erzeuge, sieht man, weil die Spitz
Der hohen Berg vom Eisse blitzet,
Wenn unsre Fläch vor Hitze schwitzet.
Wenn diese Kält zu uns sich neiget;
So werden diese Dünst ein Thau,
Wie sich im Herbst und Frühling zeiget:
Er tränkt zu früh die trockne Au,
Da jedes Gras mit Naß zu sehen,
Und dann mit neuem Pracht kan stehen.
Wenn dieses Naß nun höher dringet,
Und jene kalte Luft erreicht;
Wenn es in grosser Meng sich schwinget:
So wird ein Regen draus erzeugt,
Der tropfenweis auf unsre Erde
Fällt, daß dieselbe fruchtbar werde.

Wenn diese Bläsgen häufig steigen,
Und auch so schwer, wie unsre Luft;
So müssen sie sich wieder neigen,
Und machen einen Nebelduft,
Der, wenn die Theilgen schwer benetzet,
Sich mählig auf die Erde setzet.

Wenn man ihn in der Höh erblicket,
Und wenn die Bläsgen etwas leicht;
Wenn er sich nicht durch Kält verdicket;
Wenn er den Winden nicht entweicht:
So haben wir sehr dicke Düfte
Und schwere, kalte, trübe Lüfte.

Da scheint der Himmel überzogen
Mit Silbergrau, halb trüb und weiß:
Und dieser schwere Nebelbogen
Ist stets in unsrer Lüfte Kreiß;
Doch höret er bald auf zu schweben,
Und muß zum Regen sich ergeben.

Dieß alles wird ganz deutlich zeigen,
Daß Wolken wie der Nebel sind;
Nur daß dieselben aufwärts steigen,
Der Nebel sich bey uns befindt;
Daß beed aus Bläsgen nur bestehen,
Und beed aus einer Mutter gehen.

Wenn diese Dünste sich erheben,
Wenn unsre schwere Luft sie drückt;
So sieht man sie als Wolken schweben:
Wenn sie die Kälte nun verdickt,
So müssen sie zu Schlossen werden,
Und fallen also auf die Erden.

So bald die Wärme sich verlieret,
Und in der Lüfte obern Höh
Die Wolken, Dunst und Dampf gefrieret;
So fällt auf unsre Erd ein Schnee,
Der fast wie Wolle anzusehen,
Und an der Sonne muß zergehen.

Der Regen wird auch oft im Fallen,
Durch scharfe Kält zu hartem Eiß.
Da sieht man kleine Kugeln prallen,
Bald rund, bald lang, doch alle weiß:
Dieß kann im Sommer auch geschehen,
Wenn oben kalte Winde wehen.

Wie, wenn nun diese Dünst nicht stiegen?
Wenn alles Naß und Feuchtigkeit
Blieb unten auf der Erde liegen?
Wenn nie kein weisses Wolkenkleid
Den Himmel wie ein Tuch verhüllte,
Und unser Land mit Regen füllte?

We könnte unsre Erde grünen?
Wo würde eine Blum erblickt?
Wie würden unsrer Wiesen Bühnen
Mit grünen Decken ausgeschmückt?

Wie könnten gelbe Felder prangen?
Wie könnt ein Baum voll Früchte hangen?

Der Nilus nezt nur ein Egypten,
Da schwarze finstre Dünste nie
Den Himmel, der stets klar, betrübten,
Da sich die helle Sonne früh
Mit dunkeln Nebel nie bedeckte,
Nie hinter Wolken sich versteckte.

Bejuco darf ein China tränken;
Europa trägt denselben nicht:
Uns muß der Höchste Regen schenken:
Und wenn uns dieses Naß gebricht;
So sieht man bald die Erde lechzen,
Und Menschen nebst den Thieren ächzen.

Man denk ein wenig nur zurücke:
Wie stunds in einem dürren Jahr?
Wie dorrten nicht der Sonne Blicke

Das

Das Land, so ohne Regen war?
Man sahe lauter trokne Flüsse,
Und in der Erde Spalt und Risse.

Wie ungezählt ist nicht der Seegen
Von Dünsten, Wolken, Nebel, Thau,
Von einem sanften kühlen Regen?
Ohn diese könnt der ganze Bau
Der Ackersleute nicht bestehen;
Wir müßten selbst zu Grunde gehen.

Man fragt: Was wird der Scknee uns nützen,
Als daß er uns mit Kält beschwert?
Er muß den jungen Saamen schützen,
Daß nichts die zarte Spitz verfehrt.
Die Saat müßt ohne Schnee erfrieren,
Und ohne Wärm den Saft verlieren.

Die Wärme kan er nicht besitzen,
Wie man noch immer fälschlich sagt.

Die Erde muß die Saat erhitzen,
Die schon aus allen Feldern ragt:
Die weisse Deck muß sie nur hüllen,
Und rauhe scharfe Winde stillen.

Ach wenn kein Schnee in Winterszeiten
Aus trübem kaltem Himmel fiel;
Wie würde nicht der Saame leiden?
Er würde aller Winde Spiel:
Der kalte Nord würd ihn verfehren,
Und ihme allen Wachsthum wehren.

Und wie würd denn der Dunst bestehen?
Wie käme er denn in die Höh?
Wie könnt man ihn als Wolken sehen?
Wie könnte Regen, Thau und Schnee
Wohl unsre Felder fruchtbar machen;
Wenn Gott einst hörte auf zu wachen?

Drum laßt uns Danckesweihrauch bringen,
Dem, der dieß alles eingericht.
Laßt uns doch seine Güt besingen;
Und ob es schon dem Mund gebricht;
So laßt uns ihn im Herzen ehren;
Laßt Andachtsvolle Seufzer hören.

Erhör, o Höchster, unser Lallen:
Laß Dünste, Dampf und Wolken gehn;
Laß Regen auf die Erde fallen;
Laß sie mit Schnee bedecket stehn.
So wollen wir die Allmacht preissen,
Die uns dieß Gute will erweissen.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes vierzehentes Stück.

Samstag, den 14 Jenner 1769.

Die Eifersucht ist ohnstrittig einer der unglückseeligsten Affecten, weilen sie sich meistens auf Vorurtheile gründet, und ein verbuhltes Weib nie bessern, wohl aber antreiben wird, ihre Streiche desto geheimer und verschwiegener auszuüben. Ja sie ist gar vermögend, das redlichste Weib erst zu Ausschweifungen zu verleiten, wann sie gewahr wird, daß sie bey aller ihrer ehrlichen Aufführung, von ihrem Gatten keinen Danck hat, sondern nur immer

sich mit Vorwürfen und Argwohn gequält siehet, und dahero endlich zur gerechten Rache schreitet und ihren ohne Grund eifrenden Mann, erst zur Strafe zu denjenigen zu machen, welcher er schon längst zu seyn glaubte. In dieser Geschichte wollen wir einen Mann aufführen, der sich durch allzustarcke Eifersucht in die große Gesellschaft der Cornutten selbst eingedrungen.

Celindo ein Edelmann, hatte unter allen Glückesgaben auch das Vergnügen, an seiner Gattin Mirabella eine Schönheit zu besitzen, welche kein Pinsel anmuthiger zu schildern fähig wäre, welches dann nicht wenig beygetragen, sein ohnehin eifersüchtiges Gemüth, in diesem Affect auf das höchste zu treiben, da sich eine Gelegenheit ereignete, krafft deren er sich von seiner vollkommen schönen Mirabella entfernen muste. Ein Landtag wurde ausgeschrieben, bey welchem

chem alle Adeliche erscheinen musten, mithin auch er sich einfinden gezwungen sahe. Sich nun wegen seiner schönen Gemahlin sicher zu sezen, so muste ihm selbige bey allem was ein Versprechen zu halten zwingen kan, geloben, während seiner Abwesenheit sich gegen allen Fremden keines andern Wortes als lediglich Nein zu bedienen, und glaubte dadurch gänzlich gesichert zu seyn, wann an sie ein für ihn gefährliches Ansinnen ergehen sollte. In dieser süssen Hofnung bestieg er sein Roß, und machte sich bey nahe sorgenloß nebst seinem Reitknecht, auf den Weeg nach den bestimmten Ort. Mirabella hielte auch ihr gegebenes Wort unverbrüchlich; wie der weitere Erfolg der anmuthigen Geschichte des mehrern aufklären wird.

Mirabella der Einsamkeit überlassen, sahe zur Abendzeit frische Luft zu schöpfen zum Fenster hinaus. Das Schloß unsers Celindo war so gelegen, daß

mehrere Edelleute welche diesen Landrag zu besuchen hatten, alldorten vorbey gehen musten. Spirituoso ein schöner junger Edelmann dem es an keiner Gabe zu reitzen mangelte, und dem nichts fehlte als daß er besser schweigen hätte lernen sollen, muste unter ihrem Fenster vorbey reuten. Kaum wurde er ihre Reitzungen von ferne gewahr, so sanne er schon auf Mittel Sie nahe sprechen zu können, liesse sein Pferd langsam und mit stolzen schulrechten Schritten gehen, warf den Kopf hin und her, als wann er irre zu seyn glaubte, biß er bey nahe unter ihrem Fenster ware, da er nach gemachten verpflichteten Compliment, (welches ein eben so verpflichtetes Gegencompliment erwiederte) sich endlich erkühnte Sie anzuruffen: Darf sich ein reisender Cavalier, welcher den rechten Weg verlohren zu haben glaubet, erkühnen zu fragen ob diese Straße nicht nach N. N. führet,

um

um von Eurem holden Mund aus dem Irrthum gezogen und wieder zu recht gebracht zu werden. Hierauf erschallte mit einer an sich ziehenden Anmut ein Nein! Der Cavallier kunnte den Abschlag, und die Art womit er vorgebracht ware, nicht zusammen reimen, und hielte sich ohnehin gerne noch länger bey diesem angenehmen Gegenstand auf, wiederholte dahero seine Bitte nochmalen, ihn nur so viel zu berichten, ob er recht oder irrig wäre? Die Gegenantwort aber bestunde wiederum in einem ganz freundlichen Nein! Hierauf wurde unser Spirituoso nachdenklich und suchte ein Geheimnus dahinter, weilen er aus der Gesichtesstellung der Dame allezeit gewahr wurde, daß der Abschlag weder Boßheit, Unwillen, Ernst, noch Vorsatz, sondern einen heimlichen Zwang zum Grund hatte. Endlich stellte er sich als wollte er von hinnen reuten, nahm seinen Hut ab, und sprach:

so soll ich dann gänzlich ohne Trost verlassen seyn? Hierauf erschallete ein flüchtiges Nein. Und dieses schiene unsern Spirituoso das angenehmste Nein unter diesen bißher bey ihm angebrachten Nein gewesen zu seyn, er suchte so gleich alle seine Reden so zu drehen, daß ihm jedes Nein zum erwünschen ja dienen und gereichen muste. Solchem nach fieng er an die Sprache dergestalten zu seinen Nutzen zu verändern: Madame! ich bin irre, die Sonne beginnet unterzugehen, sollten Sie mir wohl in Ungnade vermerken wann ich Sie um ein Nachtquartier ersuchte? hierauf schiene sie mit einem frohen Nein zu antworten. Setze ich mich also nicht den Fehler einer begangenen Grobheit aus, wenn ich in Derö Schloß-Hof absitze, und mich meines Roßes entlasten lasse? Dagegen versezte Sie ein freundliches Nein. Wird es mir auch nicht zur Kühnheit ausgerechnet, wann ich

mir alsdann die Ehre nehme Ihnen in Dero Zimmer aufzuwarten? Hierauf erschallte ein zuversichtliches Nein. Unser Spirituoso besanne sich nicht lange, sondern verfügte sich sogleich in den Schloß-Hof, wo man ihm des Pferds entnahme, und seinen Reitknecht vor beede Roße den Aufenthalt anwieß, worauf sich Spirituoso in das Zimmer der Dame, und sein Reitknecht in das Zimmer des Gesindes verfügte.

Sonder Zweifel wird der Reitknecht Spirituosens in dem Zimmer des Gesindes kein beschwehrliches Nein zu bestreiten gehabt haben, sondern mit leichterer Mühe bey der dicken Köchin sein Glück haben machen können.

Nun war unser Spirituoso in den Zimmer Mirabellens angelangt, und auf solche Art empfangen, daß er schliesen kunte, er gehöre nicht unter die überflüssigen Meubeln dieses Gemaches.

In welche Entzückung sezte ihn die nahe Betrachtung der Schönheit Mirabellens, deren leichte Sommer-Kleidung ihm noch manche verborgene Schätze der Anmut durch Drehung, Beugung und Wendung, entdeckte, so daß unser Ritter würklich von Stahl und Stein hätte seyn müssen, wann er unempfindlich bleiben wollen, besonders da er merkte daß ihme alle Gelegenheiten und Zeichen gegeben wurden, einen Angrief auf diese schöne Vestung machen zu dörfen.

Wer einmal ein Frauenzimmer geliebet, nach deren Geschmack er war, der wird es aus der Erfahrung wissen, wie sie so künstlich ihre Reitzungen anzubringen pflegen, daß man in das Netze der Liebe mit Lust und Vergnügen rennet, ohne auf die weitern Folgerungen zu denken.

Unsern Spirituoso gieng es eben so. Ein schwarzes Auge funkelte zum Untergang der Freyheit; ein

schwarzes Haar sezte sein Herze in Bande; ein holder Mund, angenehme Wangen, und ein reitzender kaum bedeckter wallender Busen, gaben denen brennenden Begierden noch mehr Feuer alles zu wagen, den äuserſten Endzweck der Wünsche zu erringen.

Unser in der Liebe geübter Spirituoso gieng nicht gleich blind und unhöflich zu Werke, sondern nach Art kluger Liebhaber Schritt vor Schritt. Er ergrief Mirabellen bey der Hand und sprach: können Sie dann verehrungswürdige Schöne ihrem treuen Knecht verargen, wann er von Ihrem Reitz eingenommen, nicht zurücke halten kan ihre schöne Hand zu küssen? Nein war die Gegenantwort, und dem sogleich darauf angebrachten Kuß, folgte ein zarter Druck, welcher von der Dame mit gleichen zärtlichen Einfluß erwiedert wurde.

Nun durfte man Spirituosen nicht weitläufig mehr erklären daß er in balden seiner Wünsche theilhafftig werden würde. Er näherte sich denen Lippen der holdseeligen Mirabella, und fraget: bin ich nicht

zu unwürdig aus euch ihr holden Rosen des Mundes, Honig vor mein nach eurer Anmut schmachtendes Herze zu saugen? Nein! versezten ihre holde Lippen, und näherten sich zugleich denen Seinigen, und versiegelten beederseits was sie einander noch mehrers in diesem Fall zu leisten willens waren. Hierauf zog Spirituoso seine schöne Mirabella auf das in dem Zimmer stehende Canapee, umarmte sie, küsste Mund und Bußen Millionenmal, und wurde gewahr daß auch seinen Händen alle mögliche Spatziergänge erlaubt wurden, ohne daß sie anderst als durch einen sanffren Handstreich, bey schmachtenden, zärtlichen, und mit Seufzen unterbrochenen Blicken bestrafft wurden.

Es würde sonder Anstand nun balden zur gänzlichen Eroberung bey unsern Liebhaber gekommen seyn, wann nicht die Zeit des Abendessens ihn daran verhindert hätte. Nach dessen schneller Endigung aber wollte Spirituoso noch das lezte wagen, von welchen er schon wuste daß es ihm nicht kunte abgeschlagen

werden,

werden, fragte dannenhero; Annehmliche Schöne! sollte es mir wohl abgeschlagen werden, an Eurer Seite in Eurem Bette einen getreuen Wächter und Zeugen Eurer süssen Abendruhe abzugeben. Nein erfolgte hierauf. Beede entlasteten sich ihrer Kleider, und was weiter erfolget läst sich leichter schliessen, als schicklich erzählen. Genug die Dame und der Cavallier stunden des andern Tages sehr vergnügt auf, und schier·n über nichts verdrüßlicher zu seyn als daß sie sich schon trennen musten. Da aber solches nicht hintertrieben werden kunte, so entfernete sich unser Spirituoso unter tausend Dank·Erstattungen vor alle genossene Liebe Ehre und Zärtlichkeit, und steckte noch bey dem lezten Abschieds·Kuß, Mirabellen seinen kostbaren Brillianten·Ring an den Finger, und bate Sie, seine Person niemalen in Vergessenheit zu stellen: welches sie mit einem betrübten Nein ihm zusicherte, und ihn traurig sehnsuchtsvoll und sehr schwehrmüthig von sich reisen liesse.

Sein Reitknecht welcher seinen Herrn ziemlich tiefsinnig zu seyn vermerkte, unterstunde sich, nach Art derer Dienstboten welche sich jezt vieles ohngestraft heraus zu nehmen pflegen, ihm anzureden; Gnädiger Herr! Sie schienen viel vergnügter in dies-

sen

sen Schloßhof abzusteigen, als sie iezt davon zu reuten pflegen. Sollte dann die Vorstellung daß Sie im Ruckweeg wieder das nehmliche Vergnügen geniessen können, Ihr Trauren nicht verhindern können? Du wirst mit deinen vorwitzigen Fragen, und leidigen Tröstungen weniges zu meiner Befriedigung beytragen können, war die Antwort des Herrn und wann es dir so vergnügt alda wie mir ergangen, eben so schwehrmüthig davon gehen als wie ich.

Mir gieng es sehr wohl, und da Ihnen bey der Dame vom Hauß ein beständiges Nein in ein Nachdenken versezte, so wuste mich im Gegentheil bey der dicken Köchin ein gefälliges Ja zu erfreuen, und wann wir noch vier und zwanzig Stunden besammen gewesen wären, so hätten wir mit Bewilligung unserer beeden Herrschaften ein paar Braut-Leute zu sammen gemacht. Unter dieser und andern mehrern Unterredungen gelangten sie endlich an dem zur Zusammenkunft bestimmten Orte an, wo der Landtag gehalten wurde. Nach geendigten Seßionen machten die anwesenden Adelichen und Cavallier öfters Gesellschaft bey einem Glaß Wein mit einander, wobey auch Celindo und Spirituoso unbewuster daß sie Schwäger waren zusammen kamen. Die Zeit um desto

angenehmer zu vertreiben, so wurde von Ihnen sämtlich beliebt, ihre Begebenheiten auf Reisen und hohen Schulen einander zu erzählen. Endlich kam auch die Reyhe an unsern Spirituoso, und ach daß er hätte ein Schloß an seinen Mund legen können, oder ihm etwas anders zu Sinne kommen wäre, als die Erzählung der letzen Begebenheit auf Celindens Ritter-Gut! aber alles vergebens. Er fieng demnach an: Meine Herren! kein angenehmer Streich muß jemalen einen von Euch als mir begegnet seyn, als ich im Begrif ware auf diesen Landtag zu reisen, so muste ich bey einem Edelhof vorüber wo eine wunderschöne Dame zum Fenster heraus sahe, deren Umgang ich so sehnlich wünschte, so ohnmöglich es anschiene, dazu gelangen zu können. Um Sie recht betrachten und mit Ihr reden zu können so nahme ich Gelegenheit zu fragen ob dieses der rechte Weeg nach N. N. wäre als wohin ich trachtete. Hierauf erschallte ein Nein. Ich bate ob es nicht gefällig einen Irrenden auf den rechten Weeg zu leiten. Und ein Nein wurde mir ebenfalls wieder zu Theil. Hier fieng Celindo an seine Ohren gewaltig zu spitzen, und errinnerte sich des seiner Gemalin abgedrungenen Versprechens, wollte aber Spirituoso keinesweges in

dem

dem Zusammenhang seiner Geschichte hindern, welcher dann auch folgender Massen fortfuhr: endlich wurde ich aufmerksamer, und schlosse daß dieses Nein etwas anders zu bedeuten haben müsse, suchte dahero meine Reden so zu verwenden, daß dieses Nein zum erwünschten Ja werden muste, und fragte ob es ungnädig genommen würde, wann ein verirrter Reisender, da es sehr späte und Abend zu werden beginnete, eine Nachtherberge verlangte? Hierauf erfolgte nun ein bejahendes Nein. Auf die fernere Frage ob es mir für keinen Frevel ausgelegt wird, wann ich mir die Kühnheit nehme Ihr meine Aufwartung im Zimmer zu machen, erschallte wieder ein Nein. Hierauf ritte ich in den Schloßhof, ließ mich des Pferdes entnehmen, verfügte mich zu dieser wunderschönen Dame ins Zimmer, und scherzte mit ihr, auf den in solchen stehenden Canape, biß ich nach gehaltenen Abendessen in ihrer Gesellschaft das Bette besteigen durfte, und des andern Tages vergnügt ob gleich etwas tiefsinnig davon ritte.

Celinds welcher nun gar wohl wuste wie viel die Uhr geschlagen, und überzeugt worden, daß man ihm ein fremdes Gewicht an seine Ehstandsuhr gehänkt, verbieß seinen Zorn, und lobte zum Schein gleich de-

nen

nen andern die Artigkeit der Geschichte, und machten sich allerseits über den gekrönten Mann lustig. Celindo aber war heimlich auf Rache bedacht, und suchte solche an Spirituoso und seiner Gemahlin, in Beyseyn seiner Befreunde und Verwandten auszuüben. Solches zu bewerkstelligen, lude er Spirituoso nach geendigtem Landtag zu sich auf sein Schloß ein, stellte aber die Sache so an, daß sie bey Nacht und Nebel in solchem ankamen, damit sich Spirituoso nicht erkennen kunte. Sie waren angekommen; ein prächtiges Abendessen machte sie allerseits satt und vergnügt, wobey man den Spirituoso bate, die Erzählung der artigen Geschichte auf den Landtag zu wiederholen. Wie gebetten so wilfahret. Spirituoso fieng alles wieder in der nehmlichen Ordnung an vorzutragen, wie es sich begeben und er auf dem Landtag erzählet, ohne die anwesende Mirabella recht zu betrachten, welcher die Erzählung tausend Unmut machte, biß sie endlich auf eine Weiberlist verfiele, einen Pocal einschenkte, den ihr von Spirituoso geschenkten Brillianten Ring hinein warf, und ihn bate aus diesem Pocal der Dame ihr Wohlergehen zu trinken, deren Umgang ihr so viel Vergnügen gebracht; alleine Spirituoso ließe sich nicht hindern, sondern erzehlte so weit fort, daß er schon anfieng sich mit ihr zu entkleiden. Hier-

auf wurde Mirabella vor Scham unmuthig und sprach: so belieben mein Herr doch einmal zu trinken, weilen Sie sonst vor Trocknen im Hals, nicht in der Erzehlung werden fortschreiten können, gab ihm den Becher in die Hand, daß er ihn austrinken mu-ste, und da ihm zu Ende desselben der Ring an dem Mund kugelte, welchen er erkannte, und zugleich auch die Dame besser zu Gesichte fassete, so wurde er gewahr wo er sich befande, er kannte den Ring, die Dame, und seinen begangenen Fehler, wurde aber von denen Anwesenden aufgefordert seine Geschichte gar zu Ende zu bringen. Er fieng dahero wieder an, nicht wahr ich bin geblieben wie ich mich fertig machte mit der Dame zu Bette zu gehen? und sie versezten sämtlich ja darauf, so merket dann wohl! als ich im Begrif war die Beinkleider fallen zu lassen, und das Bett zu besteigen, so schlug der Wind mein Fenster auf, warf eine Bouteille vom Tisch, worüber ich erwachte.

Und also war die ganze Sache ein Traum? fragten die andern. Nicht anderst meine Herren.

Was Celindo hiebey mag gedacht haben lassen wir einen jeden dabey selbst überdenken Spirituoso wäre sehr wohl hiebey gerathen gewesen wann er dem Salomon gefolgt, welcher angerathen

Lieben Kinder lernet das Maul halten.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes funfzehentes Stück.

Samstag, den 21 Jenner 1769.

Die Mode ist jezt die Tyrannin unserer Zeiten, und wer nicht auf den Redouten Saal der Welt in ihrer Masque laufet, wird von den Mode-Richtern ausgelacht. Die Mode sey so thöricht sie wolle, sie verstelle das wohlgestallte so arg es möglich, so muß es doch in der Mode-Affen Augen schön seyn, und dieser sezt sich ihrem Spott aus, der nicht einem Mode-Thoren gleich siehet.

Eine Front, eine viertel Ele hoch, in welche man hinten zu wie in eine Spelunke hinein siehet, welche

den Kopf in eine länglichte Form, gleich einem Lichtkörblein, Einmaleins, oder Küpf ziehet, muß schöne seyn, ob sie gleich den schönsten Kopf zum Vogelscheu machet; warum? es ist Mode. Wage es keiner und komme in einem Putz aufgezogen, der ihn besser bildet, als die tolle Mode, er wird ausgelachet, wie derjenige, der ohne Kropf in die Landschaft kam, wo Kröpfe als ein Fehler der Natur, für Mode und Schönheit gehalten wurden. Was steckt nicht hinter einem rothen Modestiefel für Anmuth?

Ein weisser Haarbeutel ist würklich bis zum Entzücken artig, besonders wann die Masche darauf, ein paar Dutzent kleine Maschen neben und um sich herum ausbrütet. Eine weisse oder grüne Degenscheide ist das allerliebste anzusehen, besonders wann der Griff nach Gewohnheit unerträglicher Mode-Narren mit einem Frühling, Sommer, Herbst, und Winter

Port d' Epée so sorgfältig als lächerlich versehen und eingekleidet ist.

Ihr Schönen dürft Euch eben nicht schmeicheln; als spräche man euch von dergleichen Mode-Seuche frey; nein! ihr zeiget uns an euren Staatshauben eben solche Unarten, welche eure schönen Häupter zu Wirkkugelgestalten machen; die Menge der Muschen, welche die Gesichter in Masquen verstellen; Saluppen mit den oben angehängten Kammfuttern, und eure so genannten Menageflecke gleich Taubenpatschen, die euch als Marionetten einkleiden, wozu ein von übertriebenem Hochmuth steifer Gang, alles mögliche beiträget das Gleichniß vollkommen zu machen. O ihr verehrungswürdigen Vorfahren aus dem grauen Alterthum, wie würdet ihr euch verwundern, wann ihr aus euren Grüften hervorsteigen solltet, daß unsere Welt einem Redoutensaal gleichet, auf welchem derjenige, der

die thörichste Masque erfindet, den mehresten Beyfall erhält. Von comischen Auftritten nichts zu gedenken, massen die Tugend die Hauptperson im Trauerspiel vorstellet, die Religion zum Lustspiel wird, und das Interesse die schönste Staats-Action giebet. Ein jeder renne dann in seinem Mode-Sod fort! einen klugen wird ein ungezwungenes geseztes Wesen ewig freuen, welches in nachfolgender Ode besungen wird.

Ich binde mich an kein Gesetze
Und lache aus die tumme Welt :,:
Die sich nach neuster Mode richtet,
Und den verspottet und vernichtet,
Der nichts auf ihren Wahnwitz hält.

V. A.

Wenn man an Fest und Gala-Zeiten
Sich nicht genugsam schmücken kan :,:
Zieh ich wie mancher Bärenhäuter
Nicht meine reich verbrämten Kleider,
Nein, meinen ältsten Kittel an.

V. A.

So

So oft es mir zu Sinne kommet,
So greif ich nach dem Gala-Kleid :,:
Das Kleid muß sich nach mir bequemen,
Ich mag so oft ich will es nehmen,
Und bin kein stolzer Sclav der Zeit.

B. A.

Und so mach ich es auch im Lieben,
Da haß ich alle Tändeley :,:
Will mir ein Mädgen wohlgefallen,
So wähl ich sie vor andern allen,
Und sag ihr meine Liebe frey.

B. A.

Läst sie mich durch den Korb marschieren,
So weiß ich sie zum Goldschmieds Jung :,:
Ein Korb hat keinen noch erdrücket,
Wann es mir bey Melind nicht glücket,
Mach ich bey Doris einen Sprung.

B. A.

Und so mach ich es auch im Trinken,
Aus Lieb zur Mode sauf ich nicht :,:
Ich trinke nur so viel der Magen
Und die Gesundheit kan vertragen,
Weil ich am nächsten mir verpflicht.

B. A.

Dann muß nicht immer die Peruque
Bey mir just wie von Zucker seyn :,:
Die Puder verderbt nur die Kleider.
So stecke ich dann auch nicht weiter,
Ein Bürstgen zu den Schuhen ein.

B. A.

Ich trage ferner keinen Degen,
An dem die Magd die Vögel dreht :,:
Ein rechter Hieber oder Stösser,
Steht für ein Mannsbild warlich besser,
Der keinem auf die Seite geht.

B. A.

Dann seh ich nicht leicht in den Spiegel
Ob alles niedlich an mir blizt :,:
Weil sonst ein jeder leichtlich siehet,
Ohn daß er vieles sich bemühet,
Daß mir der Haas im Hirne sizt.

B. A.

Ich gehe nicht so starr und steife,
Wohl aber gern natürlich her :,:
Ein andrer mag im Gang und Prahlen,
Nur unsre Mode-Narrheit mahlen,
Und zeigen daß er oben leer.

B. A.

Ich red auch selten fremde Sprachen,
Wie Mode-Knaben eigen ist :,:
Kein Sacredi, Parbleu, ma foi,
Foudre, Diable, oui, pourquoi,
Hat sich in meinen Mund genist.

B. A.

Ich lebe denn stets ungezwungen,
Und ob der Mode Sclav gleich lacht :,:
Was schwachheitsfrey halt ich für Mode,
Und lache mich dabey zu tode,
Daß sie so viele Thoren macht.

B. A.

Wachsam.

In Glücks und Unglücks-Fällen wachen,
Ist eines klugen Mannes Thun,
Und in den ersten nicht zu lachen,
Dieweil sie sich in einem Nun
Verwandeln und verliehren können;
In lezten muß er standhaft seyn,
Dem Glück zum Trutz, dem Feind zur Pein,
Und in der Hofnung bessrer Zeiten
Großmüthig schweigen, harren, leiden,
Bis Tugend und Verdienst gewinnt.
Wen Unglück nicht kleinmüthig machet,

Und wer nicht stolz im Glücke lachet,
Der ist Sophiens ächtes Kind.

Der Kluge.

Der ist ein kluger Mann in der verderbten Welt,
Den nie sein Eigensinn und eitler Hochmuth fällt;
Der andrer Schwachheit alls, nichts seiner übersiehet;
In keiner Sache sich allein zu Rathe ziehet,
Jedoch dabey sogleich nicht jedem Rathe traut;
Auf das Zukünftige mit aller Vorsicht schaut;
Die Freunde alle ehrt, sich keinem eigen machet;
Für seines Nächsten Wohl wie für das Seine wachet;
Den Tod sich einmal wünscht, ihn auch nicht furchtsam flieht,
Und stetig Tag für Tag zu sterben sich bemüht;
Den kein Verleumder kränkt, weil ihm die Tugend zeiget,
Daß er durch ihren Werth die Menschheit übersteiget;
Der nicht im Unglück zagt, im Glück sich nicht erhebt,
Nicht bloß allein für sich, nein auch für andre lebt;
Der sich als Mensch, Christ, Freund, in jeder That erweiset,

Den man mit wahrem Recht die Zier der Menschheit heisset;
Der, ob ihm gleich der Tod wie andern zugedacht,
Durch edler Tugend Werth sich doch unsterblich macht.

Epigrammata.

Was ist die Welt? Ein wahrer Creutzeskarren,
Ein Raubnest, Todenhaus, und Sammelplatz der Narren.
Was mehr? Ein Tummelplatz der Laster und der Lüste,
Ein dornenvoller Weg, und mangelvolle Wüste,
Ein Meer voll Ungestüm, so tobt von Haß und Neid,
Auf dem die Boßheit herrscht, die Tugend Schifbruch leidt.

O Dichtkunst sonst warst du Gelehrten nur vermählet,
Da dich Mäcenas noch zum Schoos-Kind ausgewählet;
Nun arme Poesie fiehlst du des Jammers viel,
Da jeder Thor dich jezt zur Hure machen will.
Sonst durft kein tummes Vieh in Dichter-Lorbeer beissen,
Jezt will Herr Sinnenlos ein großer Dichter heissen.

Die Hofnung, Glück und Zeit dies sind drey
solche Sachen
Die der Vernunft zuweil durch Warten bange ma-
chen.

Es bleibet in der That eines der allermächtigsten, allgemeinsten und gefährlichsten Vorurtheile, sein Glück in dieser Zeitlichkeit in dem Reichthum zu suchen, über welchem man öfters seine Glückseeligkeit in der Ewigkeit verscherzet.

Bey allen Wünschen der Sterblichen, gereichet dies ihnen zum Unglück, daß sie dasjenige, was sie wünschen, nur allezeit auf der guten Seite betrachten, niemalen aber die bösen Folgen erwägen, die aus ihrem anscheinenden Gute entspringen.

Ziehet nicht mehrentheils der Reichthum den Geitz nach sich? Kan einem Reichen jemalen genug werden? Trachtet ein Geitziger nicht immer auf Vermehrung seiner Schätze, welche zu vergrössern, er

die niederträchtigste That sich zu keiner Schande macht, sondern Ehre, Vernunft, Christenthum und Nächstenliebe in seinen Geldkasten vergräbt? Um eines kleinen Gewinnstes willen, höret er auf ein ehrlicher Mann, ein liebreicher Nächster, ein redlicher Mitbürger, und ein thätiger Christe zu seyn. Er wird seines Gutes nicht froh, schaffet sich, dem gemeinen Wesen, und seinem Nächsten keinen Nutzen damit, ausser in seinem Tode, wann andere anfangen von seinem Fette zu zehren, und im Unseegen verprassen, was er mit Fluch und Unehre erworben.

Gieng nicht Salomonis Weißheit selbsten an dem Reichthum zu Schanden? Vielweiberey und Abgötterey waren die Früchte seines Reichthums, an welche beede er bey einem geringen Vermögen niemalen würde gedacht haben. Wir wollen über den Reichthum die Gedanken, so aus einer poetischen Feder geflossen,

flossen, unsern Lesern mittheilen, und glauben überzeugt zu seyn ihren Beyfall zu erhalten.

Der Reichthum.

Das allertollste Glück auf dieser weiten Erden
Ist lediglich wohl dieß, sich wünschen reich zu werden.
Die Gaben von dem Glück fliehn meistens die Verdienst,
Und dienen mehrentheils nur denen zum Gewinst,
Die ihrer unwerth sind. Wer sich so viel erringet,
Daß eigener Verdienst ihm Ruhm zuwegen bringet,
Der ist begütert gnug. Ein glänzend zu und von
Reicht öfters die Geburt als unverdientem Lohn,
Dem, der sich niedriger als Baur und Bettler zeiget;
Und durch die Erbschaft wird der Reichthum oft gereichet
Dem, der vom Hirne bloß, von Menschheit nichts besizt
Als nur die äußre Form, die an ihm menschlich blizt..
Wen Tugend, Redlichkeit, nur als Verdienste zieren
Der unterscheidet sich von groß und reichen Thieren.
Alls, was dem Menschen nuzt, ist nahe bey der Hand,
Nur lediglich allein des Goldes gelber Tand.

Der

Der auf den Fall und Sturz der wahren Tugend zielet,
Wird aus dem Eingeweid der Erden vor gewühlet,
Und blieb in dessen Koth vor Alters lang versteckt,
Bis Geitz und Ehrsucht es geschieden und entdeckt.
Man wird, wo Reichthum ist, bey tausend andern Sünden
Bey einem Nabals Sinn ein Judas Herze finden.
Nur der ist reich genug, lebt glücklich und vergnügt,
Der über seine Wünsch und die Begierden siegt.
Ein Reicher ist der Wuth des Glückes übergeben,
Aus Furcht vor dem Verlust, wird er in Aengsten leben,
Und stetige Begier die macht ihn nimmer satt,
Weil er bey vielem doch nur stets zu wenig hat.
Er lebt bey seiner Meng in lauter Dürftigkeiten,
Und lässet andere an seinem Mamon weiden,
Den er mit Sorg und Müh für solche aufgespart
Bey seines Lebens End, und schlechter Himmelfahrt.
Ihr Thoren die ihr nur um reich zu werden sinnet,
Und dies verlohren nennt, wann ihr nicht stets gewinnet,
Die ihr des Geitzes Schwärz in eurem Herzen hegt,
Dagegen Nächstenlieb und Freundschaft abgelegt,
Denkt, daß ein Reicher sich nur dadurch glücklich machet,

Wenn

Wenn er auch für das Wohl des Nebenmenschen
wachet,
Sonst jagt er mit dem Geld nur seiner eignen Schmach;
Bey allem seinem Pracht, mit schlechter Ehre nach;
Sonst bleibt er ewig arm, und sammlet seinen Erben;
Am allerärmsten wird er noch dereinst im Sterben,
Wann er die Seligkeit durch selbigen verscherzt,
Und mit dem reichen Mann ihn seine Zunge schmerzt,
Daß er gezwungen wird die Armuth anzuflehen,
Um einen Tropfen nur die Zung gekühlt zu sehen.
Wer im Verlangen arm, der, der nur heisset reich,
Dann Gold und Ehre sind sonst nichts als Firnis
gleich
In eitler Thoren Aug, und kleiner Kinder Händen,
Und beeden dienet er nur bloß sie zu verblenden.
Wann Demuth, Nächstenlieb und Großmuth
Reichthum ziert,
So heisset er ein Schatz, den niemand leichte führt,
So wird man sich dadurch auch Schätze mit erwer-
ben,
Die da uns nützlich sind im Leben und im Sterben.
Den Reichen ehrt man nicht, nein! lediglich sein
Geld,
So wie bey einem Held, wann er den Einzug hält,
Man nicht das Roß verehrt auf dem man ihn erblicket,
Nein nur des Goldes Pracht, so dessen Rucken drücket:

So

So geht es diesem auch, man nimmet beeder Pracht,
Und beede werden dann im Tod zum Aas gemacht.
Die alle, welche euch nur suchen anzubeten,
Die suchen nur allein mit eurem Glück zu reden,
Nicht euch gehorsamt man, nur eurem Ehrenstand.
Der Reichthum reichet uns im Leben zwar die Hand
Zu der Erleichterung und den Bequemlichkeiten,
Allein der Mensch macht sich ihn selbst zu Quaal und Leiden.
Je mehrer Gold und Geld, je mehrer Angst und Pein,
Ein ruhiges Gemüth weiß nur vergnügt zu seyn,
Vertauscht bey Armuth auch sein herrliches Ergötzen
Nicht mit der ganzen Welt zusamm geschundnen Schätzen.
Zum Götzen wählt sich der den Reichthum als ein Thor,
Ein andrer ziehet dem, den Stand der Ehre vor:
Als Baals Diener scheint ein jeder sich zu zeigen,
Ich werde meine Knie nie vor Abgöttern beugen,
Und diene nicht dem Geld, das mir zu dienen ist,
Und andere in Band und Fessel sclavisch schliest.
Der lebet wohl und reich, der lebt in edlen Frieden,
Der in dem Ansehn lebt, das Tugend ihm beschieden.
Wer die Begierden zwingt, verlacht die Eitelkeit,

Der bleibt als guter Christ der Reichste unsrer Zeit.
Den wird die Wildniß mehr bey ihrer Stille freuen,
Als alles Hofgepräng mit Pracht und Schwälge-
reyen.
Der Ueberfluß ist nur der Stöhrer unsrer Ruh;
Dem Mangel füget sich als ein Gefährte zu
Das Elend; dann begleit die Ehre Stand und Wür-
de
Die gröste Erden-Last, und überschwere Bürde;
Erhöhung folget auch fast meistens allemal,
Wie die Erfahrung lehrt, der gröste Sturz und Fall.
Es hat mir allezeit am reichsten der geschienen,
Der, was er nöthig hat, tagtäglich kan verdienen,
Darf niemands Sclave seyn, ist Sorg und Kum-
mer frey.
Sagt ob ein Reicherer auf unsrer Erde sey.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes sechzehentes Stück.

Samstag, den 28 Jenner 1769.

Von Erziehung der Kinder.

Schreiben der Theano, des Weltweisen Pythagoras Frau, an ihre Freundin Eubula, aus dem Griechischen übersezt.

Theano wünschet der Eubula Heil und Wohlergehen.

Ich habe erfahren, daß du deine Kinder sehr schlecht erziehest. Nun ist es aber die Pflicht einer rechtschaffenen Mutter, ihre Kinder nicht in lauter Wollust zu ersticken, sondern dieselben vielmehr zur Erbarkeit und Tugend anzugewöhnen. Hüte dich derohalben, daß du keine Schmeichlerin derselben werdest, sondern sie rechtschaffen liebest.

Denn wenn man den Kindern die Wolluſt zur Gefährtin giebt; ſo werden ſie dadurch unmäſſig und unbändig. Und ſage mir, ich bitte dich, was kan nachgehends einem Kinde angenehmer ſeyn, als ſolche Ergötzlichkeiten, dazu es von Jugend auf gewöhnt iſt? Darum trage Sorge, meine Freundin, daß eine ſchlechte Erziehung nicht zum Verderben deiner Kinder gereiche. Denn dieß iſt ein Verderben der Natur, wenn ihre Gemüther in die Wolluſt geſtürzet und ihre Körper verzärtelt werden, indem dieſe die Arbeit fliehen, jene aber ohne Verſtand bleiben. Kinder müſſen bey Zeiten zur Arbeitſamkeit und Dauerhaftigkeit angehalten werden; damit ſie dermaleins, wenn ſie im Ernſt einige Mühe auf ſich nehmen, oder einige Beſchwerlichkeiten ausſtehen ſollen, nicht als Sclaven ihrer Begierden die Beluſtigung lieben, und die Arbeit fliehen, ſondern dieſe Vorurtheile verachten, Ehre und Tugend allen andern Dingen in der Welt vorziehen, und derſelben ſtandhaft nachjagen mögen. Folglich müſſen ihre Kleider

weder

weder zu kostbar und prächtig, noch ihre Ergötzlichkeiten zu mannigfaltig und auserlesen, noch ihre Freystunden gar zu häufig und langwierig seyn. Sie müssen auch nicht alles reden, was ihnen einfällt, noch allezeit selbst die Wahl haben, was sie thun wollen.

Ich habe ferner vernommen, daß du sehr bekümmert bist, wenn dein Kind schreyet und weinet, und alle ersinnliche Mühe anwendest, dasselbe wieder zu stillen und zum Lächeln zu bewegen. Beisset es seine Amme oder schläget dich selbst: so lachest du darüber aus vollem Halse; ja du versiehest es im Sommer mit kühlenden Erfrischungen, und im Winter mit erwärmenden Sachen, nebst andern Stücken der Zärtlichkeit, davon armer Leute Kinder nichts wissen, welche auf eine leichtere und rechtschaffenere Weise erzogen werden. Nichts desto weniger sind dieselbigen von keiner schwächern Natur, und geniessen mehrentheils einer viel dauerhaftern Gesundheit: du aber hingegen ziehest deine Kinder, als wenn

sie Nachkommen des Sardanapals wären, und entkräftest die natürliche Lebhaftigkeit der Menschen durch weibische Ergötzlichkeiten. Was meinest du, was aus dem Kinde werden wird, welches, wenn es nicht sogleich zu essen kriegt, wenn es ihn gelüstet, alsbald anfängt zu schreyen, oder, wenn es essen soll, lauter Zuckerwerk und leckerhafte Speisen haben muß? Welches fast vergehen will, wenn heisses Wetter ist, und bebet, wenn es kalt wird? Welches sich alsobald rächet, wenn ihm jemand zu nahe kommt? Welches sich schändlicher Weise der Weichlichkeit überlässet, und dessen ganzes Ansehen von einer abscheulichen Wollust und nachlässigen Unempfindlichkeit zeuget? Sey versichert, meine Freundin, daß diejenigen, die ihr Leben auf eine so unanständige Weise anfangen, meistentheils in den erwachsenen Jahren andern als Knechte dienen müssen. Nimm derowegen deine Pflicht in Acht, und vertreibe deinen Kindern die Wollust mit der Ruthe. Gebrauche bey ihnen eine scharfe und keine gelinde Zucht. Lehre sie Hunger

und

und Durst ertragen, Hitze und Kälte ausstehen, und sich höflich verhalten, nicht nur gegen Höhere, sondern auch gegen ihres gleichen: so werden sie eine rechtschaffene und männliche Aufführung lernen, so wohl, wenn man sie in menschlichen Geschäften gebrauchen möchte, als auch, wenn sie sich durch nöthige Belustigungen ein wenig erquicken werden. Denn, glaube mir, meine Freundin, die Arbeit ist den Kindern eine Vorbereitung zur Tugend: und wer bey Zeiten dazu gewöhnt ist, der kan hernach um so viel leichter tugendhaft werden. Beobachte es wohl, meine Freundin, daß wie ein ungebauter Acker entweder keine, oder doch sehr schlechte Früchte bringet, also auch die versäumte Zucht deiner Kinder den Mißwachs der Eitelkeit und Boßheit hervor bringen werde. Lebe wohl.

Welch eine edle Einfalt des Alterthums, welche seltne Freymüthigkeit, welche redliche Aufrichtigkeit leuchtet nicht aus diesem Schreiben der Theano hervor! Wie weit sind wir von der natürlichen Schreib-

art abgewichen, die vor Zeiten unter den Menschen im Schwang gienge! Glückseeliges, aber auch beneidenswürdiges Alterthum, da man nichts von der Wohlredenheit und Schmeicheley wuste, und nur die einfältige und von aller Verstellung befreyte Sprache des Herzens redete! Wie redlich und offenherzig handelt doch Theano mit ihrer Freundin! Wie deutsch sagt sie ihr die lautere Wahrheit! Heut zu Tage würde man an seine Freunde keine so verdrießliche Wahrheiten schreiben, oder doch wenigstens selbige mit so vielen gekünstelten Ausdrücken überkleistern, und durch tausend untermengte Schmeicheleien so verstellen, daß sie nothwendig alle Kraft und allen Nachdruck verlieren müsten. Wir wollen unsern geehrtesten Lesern ein Schreiben von einer vornehmen Dame an eine adeliche Wittwe von gleichem Innhalte mittheilen, welches uns dieser Tagen in die Hände kam; damit sie den Unterschied zwischen der heutigen sogenannten galanten, oder vielmehr verstellten Schreibart, und zwischen der redlichen Einfalt und Sprache des Herzens der Alten einsehen. Hier ist das Schreiben.

Hoch-

Hochwohlgebohrne Frau,
Gnädige Frau.

Euer Hochwohlgebohrnen Gnaden, und Deroselben sämtlichen jungen Herrschaft hohes Wohl ist es, nach welchem gehorsamst zu erkundigen ich mir durch gegenwärtige geringe Zeilen die Freyheit nehme, und eine erfreuliche Nachricht davon zu vernehmen hoffe. Anbey lebe der gewissen Zuversicht, Euer Hochwohlgebohrne Gnaden werden mir, als einer aufrichtigen Freundin nicht ungnädig nehmen, wenn ich mich der guten Zucht von Dero Hofnungsvollen jungen Herren und charmanten Fräulens einiger Massen annehme. Nicht zwar, als wenn Euer Hochwohlgebohrne Gnaden als eine kluge Mama, welcher seit dem Tode Ihres wohlseeligen Herrn Gemahls, die gute Erziehung Ihrer jungen Herrschaft einig und allein oblieget, nicht schon selbst dafür zu sorgen wüßten; nein, keineswegs, sondern, weil öfters ohne Deroselben Wissen, die Wärterinnen, Ammen und Kinderfrauen nicht recht mit der Jugend umzugehen wissen. Darf man doch so gar manchem Hofmeister nicht trauen, der, anstatt seine ihm anvertraute Jugend zu unterrichten,

lieber die Mägde herum stübert und — —. Meine ohnmaßgebliche Meinung geht nur dahin, daß man diesen unverständigen Weibern nicht jederzeit ihren Willen lasse, mit den unschuldigen Kindern nach eigenem Belieben zu schalten und zu walten, und selbst auf die über die Jugend gesezte Hofmeister ein wachsames Auge habe, damit sie mit ihrer schlechten Aufführung nicht mehr verderben, als gut machen. In welchen Stücken aber dieß eigentlich geschehen müsse, und worinn sie es gemeiniglich versehen, das darf ich Euer Hochwohlgebohrnen Gnaden wohl nicht vorschreiben. Sintemal Sie selbst einen unvergleichlichen Verstand besitzen, daß Sie solches besser wahrnehmen können, als ich es berichten oder sagen möchte. Schließlich bitte ich nochmal gehorsamst, Euer Hochwohlgebohrne Gnaden wollen mir diese Freyheit gütigst vergeben, und fest glauben, daß ich nach gehorsamster Empfehlung an Dero ganze Hochwerthe Familie niemal aufhören werde zu seyn,

Euer Hochwohlgebohrnen Gnaden

aufrichtigste Freundin.

N. N.

Wie

Wie wenig ist doch in diesen weitläufigen Worten gesagt, und wie viele Umstände sind nicht darinnen, die einer nachlässigen Mutter mehr ein Räthsel vorlegen, als eine gute Anweisung mittheilen! Und doch besorge ich, es werde dieses Schreiben manchem Complimentisten noch nicht höflich genug vorkommen. Ja, es könnte sich leicht zutragen, daß die junge Wittwe ihrer wohlmeinenden Rathgeberin es sehr übel auslegte, daß sie sich unterstanden, ihr dergleichen Regeln vorzuschreiben. Dieses alles zeiget von der Thorheit unserer übertriebenen Höflichkeit, welche uns hindert, nach der gesunden Vernunft zu reden und zu schreiben. Glückseelige Zeiten! Glückseelige Völker! die ihr euch nicht durch üble Gewohnheiten genöthiget sahet, thörichte Umschweife zu machen, und ein einziges kluges Wort in zwanzig unnütze Redensarten einzuhüllen, damit nur der Glanz der Wahrheit die schwachen Gemüther der Lasterhaften nicht gar zu stark rühren möchte. Wer wird uns eure goldene Freyheit wieder geben? Wer wird uns eure edle Einfalt wieder herstellen?

Es ist zwar wahr, man muß den Unterschied der Zeiten, Nationen, Lebensart und veränderlichen Mode vieles zu gut halten; wenn nur nicht die noth-

wendige und unveränderliche Tugend der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit darunter leidet.

Wir können nicht umhin, wegen der schönen ungekünstelten und freymüthigen Schreibart, und wegen der aufrichtigen und freundschaftlichen Gesinnung der Alten, unsern Lesern noch ein Schreiben von der Tochter des Pythagoras und der Theano, Muja genannt, an ihre Freundin Phyllis, aus dem Griechischen mitzutheilen: weil es mit dem erstern gleiches Innhalts ist, und von gleichem Gemüths-Character zeuget. Sie schreibet also:

Muja wünschet der Phyllis alles Wohlergehen.

Weil du eine Mutter etlicher Kinder bist; so gebe ich dir folgende Ermahnungen:

Wähle dir eine solche Amme, die sich in allen Stücken dazu schicket; insonderheit aber ein erbares Weib; ja, ein solches, das weder dem Saufen, noch dem Schlaf ergeben ist. Denn solche Weiber werden von jedermann für die geschicktesten gehalten, ein Kind zu erziehen, ohne ihm ein niederträchtiges Beyspiel zu geben. Sorge, daß ihre Milch allezeit gesund sey, und sie sich in währender Zeit von ihrem Manne gänzlich enthalte. Auf diese Dinge muß

man

man sehr scharf halten; sintemal die Wahl einer Amme, und ihre Art, mit uns umzugehen, einen sehr augenscheinlichen und wesentlichen Einfluß in unser ganzes Leben hat. Eine gute Amme wird alles zu rechter Zeit zu thun wissen. Sie wird dem Kinde die Brust, den Brey und sonst ein Gemüse nicht überflüssig geben, auch nicht so oft, als es schreyet, sondern mit einer besondern Vorsichtigkeit; dann dieses träget vieles zur Gesundheit eines Kindes bey. Sie wird es auch nicht allezeit schlaffen lassen, sondern wenn sie meinet, daß es der natürlichen Ruhe bedürftig sey; dieses wird gleichfalls seine Gesundheit stärken. Laß deine Amme kein zorniges Weibsbild seyn. Sie muß in ihrer Sprache nicht stammlen; es muß ihr auch nicht gleichgültig seyn, wenn oder was sie isset; sondern sie muß in ihren Mahlzeiten nüchtern und mässig seyn. Ferner, und wenn es möglich ist, muß sie von deiner Nation, und keine Ausländerin seyn. Die beste Zeit, ein Kind schlaffen zu legen ist, wenn es sich an der Milch recht gesätriget hat: denn alsdann ist nicht nur die Ruhe den Kindern angenehm; sondern es geschieht auch die Verdauung am leichtesten.

Muß dem Kinde noch sonst was ausser der Milch gegeben werden; so sey es von der leichtesten Art Speise. Wein muß man ihm gar nicht geben; denn er ist ihm zu stark und zu hitzig. Doch wenn es ja Wein haben soll; so muß es ihn gar selten bekommen, und zwar nur solchen, welcher der Natur der Milch am nächsten kommt. Es muß nicht zu oft gebadet werden; denn je seltener man es badet, und je sorgfältiger man die Bäder zubereitet, desto besser ist es. Geht die Amme mit ihm aus; so muß es in einer mässigen Luft geschehen, die weder zu kalt, noch zu warm ist. Wie denn auch das Bad weder an einem gar zu freyen, noch an einem gar zu eng eingeschlossenen Orte stehen muß. Das Wasser, so man bey ihm braucht, muß weder gar zu kalt, noch gar zu warm seyn. Gleicher Gestalt muß sein Windelband, und was es noch für Kleider braucht, von einer mittlern Gattung, das ist, weder zu grob, noch zu fein, doch allezeit seinem Körper gerecht seyn. Die Natur erfordert in allen diesen Dingen eine gewisse Einfalt und Geschicklichkeit, aber nicht Weichlichkeit und Pracht. Ich habe dafür gehalten, daß es nicht unnütz seyn würde, wenn ich dir dieses jezt schreibe, in Hofnung, daß du nach meiner Vorschrift

eine gute Amme finden werdest. Mit Gottes Hülfe will ich dir zu rechter Zeit auch eine gute Anweisung zur Auferziehung deiner Kinder geben. Lebe wohl.

Unterredung

des Orakels mit dem Schäfer Floridor.

Ein Jüngling, der seit langer Zeit
Die Venus zu gewinnen suchte,
Gieng einst mit gröster Zärtlichkeit
Zu seinem Schatz, der ihn verfluchte,
Und gar nichts von ihm wissen wolt,
Als dieß, daß er sie meiden sollt.
Er fiel zu ihren Füssen nieder,
Er sang ganz wehmuthsvolle Lieder,
Daß selbst ein Stein mit ihm geweint.
Jedoch die Phyllis blieb ihm feind.

Ach felsenhartes Herz, wird dich mein Seufzen
nicht bewegen;
Und werde ich dich nicht zur Gegenlieb erregen;
Gewiß so sterb ich vor Verdruß.
Jedoch erlaube mir nur einen Abschiedskuß.
Du sollst mir keinen Kuß erwerben,
Und würdest du allhier vor meinen Augen sterben.
Ich mag dich nicht. So geh nur fort:
Geh, geh, verlasse diesen Ort.
Er gab ihr unter vielen Thränen
Hierauf noch eine gute Nacht.
Und also ward mit vielem Sehnen
Der Abend endlich zugebracht.
So bald der Mond den Aufbruch machte,
So bald die Sonne uns anlachte,
So bald stund dieser Jüngling auf.
Er gieng, er eilt in vollem Lauf.

Wohin? Vielleicht zu seiner Schönen,
Die ihn nur pfleget auszuhöhnen?
O nein! dahin verlangt er nicht,
Weil sie von Nichts, als Nudeln spricht.
Er lief zu dem Orakel hin:
Er fragte: Wie soll ich es machen,
Daß, wann ich bey der Phyllis bin,
Dieß Kind auch allzeit müsse lachen?
Ich darf, wann ich ihr fiel zu Fuß,
Doch niemals wagen einen Kuß.
Hierauf fieng das Orakel au:
Mein Kind, wer nicht französisch kan,
Der muß die Augensprache lernen,
Und von dem Schwätzen sich entfernen.
Er muß von nichts als Liebe sprechen.
Und schilt sie es als ein Verbrechen;
So muß mans doch nicht unterlassen.

Hierauf muß man sie streicheln, herzen,
Und bey dem zarten Kien anfassen.
Was gilts, sie fängt auch an zu scherzen.
Der Jüngling machte den Versuch,
Und folgte diesem Götterspruch.
Er that, was das Orakel sagte,
Darum er ferner nicht mehr klagte.

* * *

Wen seine Liebste so, wie diesen Jüngling liebt,
Der streichle sie so lang, bis sie ihm Küsse giebt.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes siebenzehentes Stück.

Samstag, den 4 Februar 1769.

Ganz anders kan die Schöne denken,
Nie so, wie sie zum jungen Stutzer spricht:
Und will man sie empfindlich kränken,
So thue man das Gegentheil nur nicht.

R.

So wie bey nächtlicher furchtbaren Finsterniß alte Trümmer von Balken und bejahrten Stöcken dem Auge oft die fürchterlichsten Bilder vorstellen, bald als ein vielköpfigter Hund, bald als ein anders Ungeheuer mit hellfeurigen Rachen unsre Einbildung betrügen, manchem alten Müttergen jugend-

liche Beine schaffen, und durch ihren dem Phosphe-
ros gleichenden Schimmer viele zu vortreflichen April-
narren machen; da man doch nach heroischer Prü-
fung an statt des gewißgedachten Abentheures das Ge-
gentheil findet. — Vom gleichem wesentlichen Ver-
hältniß sind auch die meisten in das Fach der Liebe
gehörigen gewöhnlichen Ausdrücke unserer schönen ar-
tigen Kinder, wie man sie so in der galanten Welt
oftmahl mißbrauchsweise zu nennen pflegt, dadurch
sie ihre, diesem Bogen gleich, unbefleckte Keuschheit vor
deu gewafneten Augen und aufmerksamen Ohren der
von Vorurtheilen bestrickten Welt zu rechtfertigen,
und dem herrschenden Ton der izt modischen ironischen
Sprache getreu zu bleiben, suchen. Nur nach we-
niger anatomischer Untersuchung kan man aber bald
mit Beyhülfe häufiger, ja bey nahe allgemeiner Erfah-
rungsbeweise diese fast tugendhaft scheinenden Worte

in

in ihrer entlarvten Stellung erblicken, und das gegentheil und den Fehler einsehen lernen, den man würde begangen haben, wenn man sie nach den eigentlichen Verstande beurtheilt hätte. Selbst in den größten Verdruß, Haß und Verachtung würde man sich öfters bey ihnen stürzen, wenn man alles das für Orakelsprüche annehmen, und so blindlings glauben wollte, was aus dem ungewissen Munde der angebeteten Göttin ertönt. — Hier wollen sie absolut für Ordensverwandte der Paradisischen Schlange gehalten seyn, und wehe dem, der hier nach ihren Regeln die Karte nicht zu spielen weiß — Zum Beweiß dieses meines gewagten aber doch wahren Satzes will ich einige solche Ausdrücke zergliedern, und in ihrer Blösse darstellen, nachdem mich einige Bekannte aus ihrer Erfahrung von der Richtigkeit dieser Meinung belehrt haben.

Ich habe doch wohl nicht nöthig, bey den Schönen dieser Gattung um Verzeihung zu bitten, wenn ich mit lebhaften Farben einige Züge ihres brennenden Herzens mahle? Nein! Gewiß nicht! Sie werden mir vielmehr verbindlich danken, daß ich zur Beförderung ihres Endzwecks, vielleicht wider meinen Willen, behülflich bin. — So, wie man bey jeder Regel eine Ausnahme zugiebt, so muß ich auch hier dieses vermuthen; doch wird man, die Zahl derer zur Ausnahme gehörigen mit algebraischen Rechnungen zu bestimmen, nicht nöthig haben. Ich glaube also gewiß, daß die von der grössern Zahl, sollten sie von ohngefehr dieses lesen, mir ihren unbegehrten Beyfall nach der Uebereinstimmung ihres Herzens zulächeln werden.

„Was ist denn das? wollen Sie gehn!

Möchte ohngefehr so viel heissen: Pfui! Sehen Sie nicht, daß die andern Personen dieses sehen? Wie bald könnten diese nicht glauben, daß ich das sey, was ich bin; sie könnten von diesem Kuß, von dieser kleinen galanten Tändeley wahrhaftig schliessen, daß ich Vergnügen daran fände. Ich kan das nicht wohl vertragen, was ich doch sonst mit vieler Wolluſt zu leiden wünsche. Wenn Sie dieses zu bequemer Zeit, wie es Ihnen gefällig seyn möchte, einbringen wollen, so werde ich, ohne ein Gallenfieber zu befürchten, meine Sprödigkeit in Ihrer Umarmung ersäufen. — Nach der genausten Bedeutung heist sonst auch dieses: „Wollen Sie gehn?„ Sie müssen mir Ihren Vortrag noch etwas näher an das Herz legen, wenn ich recht sinnlich gerührt werden soll; bleiben Sie ja bey mir, ich bin eben keine Feindin, von dergleichen nachdrücklichen Unterredungen.

„Sie sind ein rechter loser Herr„

Ist sehr allgemein und hat den Verstand: Sie reden recht viel zärtliche, scherzende, und nach meinem Geschmack eingerichtete Sachen, ohne sich lange darauf zu besinnen, und viel dabey zu denken. — Diese Worte wurden lezthin mit einem vielbedeutenden Seufzer von der Mamsel M.. ihrer wallenden Brust abgestossen, als Mons. Sausewind mit ihr ein erbauliches Examen über Rostens Zeisignest anstellete. Sie wiederholte diese Worte einigemal, weil der flüchtige Geliebte dieselben allezeit, als einen neuen Beruf zu seiner neuen Profession ansah.

„Dergleichen Dinge kan ich unmöglich hö-
„ren; hören Sie auf davon.„

Dieses ist eine Ermunterung in der angefangenen Allegorie fortzufahren, und durch kleine physische Experimente den wahren Verstand der Worte in ein

näheres

näheres Licht zu setzen, und nicht bloß bey der Theorie zu bleiben. Kommen sie sogar gehüpft und wollen die Worte vor dem Munde mit ihren wollenen Fingern aufhaschen, oder in ihr voriges Nichts verwandeln; so ist es ein sichres Zeichen, daß alle verliebte Leidenschaften in ihnen den Ball eröfnen, und hier auf eine vortrefliche Art Gelegenheit suchen, die Geburt einer kleinen Tändeley zu erleichtern.

„Sie sind zu schön und zu artig„

Ist ein solenner Fehdebrief an das süsse Herrgen. Das artige Kind, stolz auf die Vorrechte der Damen, wird selten die Wahrheit ihrer gesprochenen Worte nicht einmal für eine blosse Möglichkeit halten. Sie verlangt nur: der schöne Herr soll von der äussersten Spitze ihrer ganz neu edirten Haube an, bis auf das nette Füßgen sie mit unwahrscheinlichen Lobserhebungen canonisiren, und die Schönheiten, die er

an ihr findet, und auch die, die er nicht findet, mit den seltsamsten Lufterscheinungen vergleichen.

„Das verstehe ich nicht, hier kan ich nicht antworten.„

Das ist der gewöhnliche Canzleystyl dieses Ordens. Diejenigen, die solche Sprache führen, werden gewiß fast alle nur mögliche Verdienste zu Cammerräthinnen des Liebesgottes besitzen. — Als ich vor einigen Jahren mit einem guten Freund durch C... reiste, so hielten wir uns etliche Tage in einem angesehenen Hause daselbst auf. Unser Herr Wirth hatte die Gabe gehabt, Papa von einer drolligten und wohlgebaueten Tochter zu werden. So bald als wir sie bey einer kützelnden Materie um ihr Urtheil befragten, so war sie allezeit so unwissend, als ihr liebes Möpsgen. Eines Tages aber, als ich einmal vor einer entlegenen Stube vorüber gieng, und etwas daselbst

selbst zu hören glaubte, gieng ich fort, kehrte aber ganz stille wieder zurück, und hörte und sahe durch eine kleine verrätherische Spalte, daß dieses unwissende Kind meinem Freunde in Ausarbeitung einer neuen Ausgabe von Betrachtungen über die Schöpfung der Menschen, welche er eben ausgeben wollte, treulich Beystand leistete.— Diese wollte recht unwissend seyn, und war ohne Zweifel eine Professorin in ihrer Art.— Die wahrhafftig unwissenden aber sind wohl, in Ansehung des Mangels, nicht zu zählen.

„Ihre Hand ist eine böse Hand.„

Wer sollte wohl glauben, daß sie dieses im Ernst meinten; und wenn sie auch die ehrwürdigsten Pastoralmienen dabey annähmen? Sie pflegen sich dieser Worte gemeiniglich nur zu derjenigen Zeit zu bedienen, wenn sich ihr Bewustseyn in angenehmen Empfindungen verlohren hat, und zwar um zu versuchen,

ob ihr höchstes Kleinod, die Zunge, noch nichts bedeutende Bewegungen machen kan. — Etwas sonderbares ists bey diesen Worten, daß bejahrte Matronen diese Redensart aus ihren Denksprüchen ausstreichen, und dasselbe als etwas unbegreifliches und hassenswürdiges erkennen. — Sollte wohl Ariadne sich schon dieser Formel gegen ihren Theseus bedient haben? — Es ist möglich.

„Wenn Sie mich verlassen, so tödte ich mich.

Wie unzufrieden würde nicht mancher Hochzeitlader und Leichenbieter werden, wenn dieser Entschluß allezeit in Erfüllung gebracht werden sollten? Es ist ein grosses Glück für sie und für viele, daß sehr wenige Chronicken ein so seltnes Exempel erzählen. Ueberhaupt ist dieses ein mit vielem Vortheil angebrachter Pleonasmus in ihrer Sprache. — Ich

hat-

hatte einmal das Vergnügen einem solchen Act mit bey zu wohnen: Ein gewisser Damon wollte sich seiner Doris gänzlich empfehlen, sowohl aus Liebe zur Veränderung, als auch wegen anderer ökonomischen Bewegungs-Gründe, sogleich aufgebracht, versicherte sie ihn, daß sie ihr iugendlich Leben dem Tod mit eigner Hand aufopfern wollte. Damon antwortete sehr belebt, daß er sein gröstes Vergnügen in einer schönen Tragödie fände, und keine erwünschtere Gelegenheit könnte sich eräussern, als diese; weil die Hauptrolle sehr natürlich ausfallen müste. Mit geflügelten Füssen eilte er nach den hierzu benöthigten Instrumenten; und bald brachte er ihr einen Dolch, einen wohlzubereiteten Gift und ein recht artges Dämpfleingen, er machte ihr das Fenster auf, er erbot sich, ihr biß an ein Wasser Gesellschaft zu leisten. Er that alles, was

er

er nur thun konnte, sie zu bewegen, durch die Erfüllung ihres Vorsatzes sich zu verewigen. Zum grösten Glück fiel ihr aber eine unumstößliche Entschuldigung ein, die sie wohl im Grabe hätte erwecken müssen. Ihre bestellte neufaßionirte Haube — gab ihr schon, noch vor ihrer Entwickelung, die Vernunft wieder: diese wollte sie nur erstlich sehen, und der Welt zeigen. Von dieser Zeit an, bekömmt nun die schöpferische Haubengöttin, wenn sie ein Stück überliefert, allezeit zu einer neuen Geburt Befehl, damit sie nicht sterbe, und doch auch nicht gelogen habe. O geseegnete Haube! du heilsames Mittel wider den Selbstmord!

So verschieden sind die Worte und die Handlungen der meisten feurigen Brunetten und schmachtenden Blondinen.

***

Nie hat ein Sch... mehr gelegen;

Nie hat ein Jude mehr betrogen;

Als manches schöne Götterkind.

Es redet ungedachte Sachen,

Und wird die Glaubigen verlachen.

Warum? weil sie zu glaubig sind.

So wie die Angeln manche Speisen

Dem muthgen Fisch zur Keder weisen

Und sich, (traut er dem äussern Schein

Und sieht kein scharf verstektes Eisen)

Gar bald in seine Lefzen reissen,

Und statt der Nahrung Netze seyn:

So sind auch unsrer Schönen Worte,

Womit sie am gehörgen Orte

Den Gegenstand zum Beyfall ziehn.

Läßt dieser sich vom Wahn verführen.

Und sich durch ihre Sprache rühren.
So spotten sie laut über ihn.

Heist mich die holde Daphne gehen,
So bleib ich sicher bey ihr stehen;
Ich weiß: sie sagt nie, was sie will.
Und macht sie eine finstre Miene,
So will sie, daß ich mich erkühne
Und ihren Zorn mit Küssen still.

Ich frag sie oftmals untern Küssen
Auf ihr jungfräuliches Gewissen:
Ob sie diß andern auch erlaubt?
Erzürnt schwört sie bey aller Ehre,
Daß nur dieß Recht mir eigen wäre:
Ein Recht, das doch ein jeder raubt.

Jüngst sah ich sie in einer Laube:
Die Küsse tanzten um die Haube;
Ein Stutzergen verführte sie.

Hier sagt sie diesem gleiche Worte
Und schwur bey seiner goldnen Borte
In angenehemer Phantasie.
Am andern Tag läst sie im Garten,
Noch einen dritten Liebling warten.
Sie kömmt — er küßt und — küßt sie sehr.
Hier hört ich neue Wünsche lallen;
Auch der sollt' ihr allein gefallen.
Nun trau ich keinem Mädgen mehr.
Oft zürnen sie mit ihren Blicken
Und spielen immer wie die Mücken
Mit dem geliebten jungen Herrn.
Sie werden mich doch nicht verklagen?
O nein! ich will es muthig sagen
Sie habens alle herzlich gern.

Rariſſima mundi.

Ein Reicher, deſſen Gut mit Unrecht nicht vermenget;
Ein Mann, der nicht mit Geld ſich in die Aemter dränget;
Ein Prieſter, welcher ſelbſt das, was er lehret, übt;
Ein Weib, das nebſt dem Mann nicht auch den Nachbar liebt;
Ein Officier, der nicht bey tauſend Teufeln fluchet,
Und ſeine Tapferkeit nur in den Füſſen ſuchet;
Ein Mädgen, welches ſchön, jedoch noch Jungfer iſt;
Ein Mann, der nur ſein Weib, und nicht auch andre küßt;
Ein Kaufmann, der mit Waag und Ele nie betrogen;
Ein Freund, der uns im Glück und Unglück gleich gewogen;
Der uns recht redlich liebt, und nicht nur unſer Geld,
Iſt etwas ſeltenes in der verderbten Welt.

Von dieſer Wochenſchrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Sanſtag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes achtzehentes Stück.

Samstag, den 11 Februar 1769.

Wir theilen heute unsern geehrtesten Lesern eine Geschichte mit, die uns ist zugeschicket worden; und wir haben an der ganzen Einrichtung nichts geändert, da wir in andern beliebten Wochenschriften schon Abhandlungen gelesen haben, welche auf diese Art sind abgefasset gewesen. Hier ist also

Die Geschichte eines schillertaffetnen Schlenders.

Glaube ja nicht, wertheſter Leſer, da ich dir meine Geſchichte erzähle, daß ich von ſo ſchlechtem Korn und

Schrot sey, als derjenige Schillertaffet ist, den man in den heutigen Tagen verfertiget, da Betrug und Vervortheilung des Nächsten unter die veralteten und nichts bedeutenden Vorurtheile gerechnet werden; glaube nicht, daß ich den Namen Schillertaffet davon bekommen habe, als wann ich so dünne und durchsichtig wäre, daß man alles durch mich sehen kan. Nein, ich bilde mir auf meine Festigkeit, Dicke und Dauer mehr ein, als der schönste Schillertaffet in unsern neuen Zeiten. Ich kann meinen Ursprung von mehr als 40 Jahren herleiten, da man noch bessern und stärkern Taffet machte, als heut zu Tage. Venedig, eine prächtige Handelsstadt und mächtige Republik in Welschland, ist mein Geburts Ort. Solte ich mir nicht schon hierauf etwas einbilden, da mancher vornehmer Taugenichts, der ausserdem in seinem Nichts würde liegen bleiben, sich öfters dadurch he-

bet und empor schwinget, wann er nur sagen kan:
Paris, Amsterdam, London, ist mein Vaterland.

Doch wozu sollte mir dieses Bißgen Ehre nutzen? Der Ort unserer Geburt, unser vornehmer Stand macht uns nicht berühmt, sondern die Tugenden und die rühmlichen Eigenschaften, dadurch wir uns von andern unterscheiden. Und dieses ist es auch, worauf ich, ohne eitlen Ruhm zu melden würklich stolz bin. Denn ob ich gleich schon über 40 Jahr alt bin; so habe ich doch weder von meiner blau und roth durcheinander schillernden Farbe, noch von meinem Glanz etwas verlohren; sondern ich lasse mich an Güte und Schönheit noch immer mit den neuesten und kostbarsten Stücken meines Geschlechts in Vergleichung stellen.

Allein, wo gerathe ich hin? Bald vergesse ich, daß ich meine Geschichte erzählen will. Ich muste

bald nach meiner Geburt, mit andern Sachen, aus meinem Vaterlande nach Deutschland wandern. Dann so viel ich mir habe sagen lassen, sind die Deutschen zum Theil so einfältige Leute, daß sie ihre meisten Schätze nach Welschland, Frankreich und Engelland schicken; wenn sie nur ausländische Waaren bekommen. Ja einige verleitet die Thorheit gar so weit, daß sie nichts für schön halten, was nicht aus London oder Paris kommt. Meine Landsleute haben hierinn eine andere Staatsmanier, und suchen dagegen das Geld aus andern Landen herbey zu bringen, und das ihrige im Lande zu behalten.

Kurz, ich kam nebst andern Waaren in eine bekannte Stadt. Hier fand ich die schönste Gelegenheit, meinen Glanz und meine Schönheit zu zeigen, anderer Leute Augen auf mich zu ziehen, und dadurch meinem mir gleichsam angebohrnen Stolze

neue Nahrung zu verschaffen. Ein gewisser Mann war eben damals ein Bräutigam. Da es nun in dieser Stadt die Gewohnheit ist, daß die Brautleute einander Geschenke machen, oder so genannte Brautstücke anschaffen, durch welche üble Gewohnheit manche Personen, die einen natürlichen Hang zum Hochmuth und zur Prahlerey haben, schon öfters über ihr Vermögen einander Präsente von sechs bis acht hundert Gulden gemacht, und also dadurch ihr Vermögen vor der Zeit so geschwächet haben, daß oft schon in dem ersten Jahr ihrer Ehe ein Banquerout heraus kam: so ließ der Bräutigam einige Ellen zu einem Schlender für seine Braut herunter schneiden.

Hier wird freilich der Leser fragen: ob nicht der Schneider etwas mehr gefordert habe, damit auch ein Trumm zu einem Camisol für seine Frau übrig bliebe? Dann damals trugen die erbarn Handwerks-

frauen noch keine Contuche, wie heut zu Tage. Allein ich kan theuer versichern, daß der Schneider ein grundehrlicher Mann gewesen. Doch genug hievon.

Ich gehe weiter in Erzählung meiner Geschichte. Meine erste Besitzerin war eine gute Wirthschafterin und nicht so sehr in die Eitelkeit und Hoffart verliebt, wie sonst andere ihres gleichen. Sie trug mich, aber nur zum grösten Staate; und daher kam es, daß ich so schön blieb. Nach einiger Zeit aber starb meine geliebte Besitzerin. Ich fieng auch an traurig zu seyn, und befürchtete schon mein Schicksal in der Zukunft, ob ich nicht unter die Erben möchte vertheilet oder sonst übel angewendet werden. Allein zu gutem Glücke hatte der Wittwer für seine seelig verstorbene Ehegattin, auch nach ihrem Tode, noch so viele Liebe und Hochachtung, daß er alle ihre Kleidungen, und also auch meine Wenigkeit in einem be-

sondern Schrank einschloß und aufbewahrte. Und ob ich gleich selbst bisweilen in geheimer Stille nach meiner Erlösung seufzete; auch überdieß eine von den Töchtern meines rechtmäßigen Besitzers sehr oft ihrem Vatter hart anlag, er sollte mich ihr überlassen, mit Vermelden, der Taffet würde nur, wann er lange nicht in die Luft käme, verlegen und schadhaft werden: so war er doch in diesem Stücke hart und unerbittlich, und ich muste also, zu meinem grösten Verdruß, in meinem Gefängnisse bleiben. Ob er nun dieses aus Liebe gegen seine verstorbene Ehegattin gethan, wie er wenigstens vorgab, oder deswegen, weil er besorgte, ich möchte seine Tochter zur Eitelkeit verleiten, oder ob er mich deswegen aufbehalten, um dereinst einer neuen Braut ein Brautgeschenk damit zu machen, das will ich weiter nicht untersuchen.

Daß es aber nicht aus der ersten Ursache geschehen, wird sich sogleich an den Tag legen. Auf einmal fiel es meinem strengen Herrn ein, sich aufs neue zu verheirathen, und zwar mit einer solchen Person, welche Alters halben, seine Tochter hätte seyn können. Sollte man glauben, daß die Mannspersonen, und zwar solche, welche die flüchtigen Jahre schon überstanden, und bereits das Alter angetretten haben, auch so veränderlich und unbeständig wären? Ich aber freuete mich schon voraus auf den Tag meiner Erlösung, und gedachte, ich würde wieder an dem Leibe einer jungen Frau prangen, und ihr Ansehen vermehren helfen.

Allein wie sehr betrog ich mich in meiner Meinung! Mein bisheriger Besitzer muste, dem Rechtsgebrauch nach, vor der Hochzeit mit seinen Kindern abtheilen. Und dieß gieng alles ohne den geringsten

Zank und Streit ab. Die Tochter, der ich schon lang ein Dorn im Auge gewesen, verfiel sogleich auf mich. Hier hatte ich aber leider schon eine geheime Ahndung von der mir bevorstehenden Verwandlung. Dann ob ich gleich dachte, meine neue Besitzerin sollte mich unzertrümmert lassen, und ganz tragen, weil doch heutzutage der Stolz mehrere Töchter und Frauen vom Handwerksstande verleitet, ihre ohnedem schon lange Gesichter durch hohe Hauben, welche einem Thurn ähnlich sehen, und durch lange Kleider oder Schlender noch mehr zu verunstalten: so war doch meine Gebieterin nicht so eitel gesinnet, und wollte sich nicht auf einmal zu sehr erheben. Sie ließ also einen Schneider herbey ruffen, der aus mir einen Rock und Camisol für sie machen muste.

So nahe mir auch diese Veränderung gieng; so war es mir doch lieber, als wann ich, wie es unlängst eine andere Erbin mit einigen schönen Stücken

gemacht hat, in das Pfandhauß hätte spatzieren, und den Unflätereyen der unverschämten Mäusse Preiß werden müssen. Dann dieser Versuchung war ich bisher noch nicht ausgesezt. Das einige, das mir in meiner schnellen Veränderung zu einem besondern Trost gereicht, ist dieses, daß mich meine Besitzerin, welche seit einiger Zeit, entweder aus Bequemlichkeit, oder aus Mangel des heut zu Tage so sehr über Hand nehmenden Prachts nicht in die Kirche gekommen ist, des Sonntags fleissig anlegt und den öffentlichen Gottesdienst besuchet. Ob sie aber ein innerer Trieb des Herzens und das Verlangen nach den Vorhöfen des Herrn, oder die Begierde, gesehen zu werden, dazu antreibt, das kan ich so eigentlich nicht sagen. Genug, ich bin mit meinem Schicksal zufrieden, und wünsche mir keine Veränderung mehr.

Nur eines machet mir noch Sorge und Unruhe. Da meine gegenwärtige Besitzerin eben keine sonderliche Liebhaberin der Ordnung und der Reinlichkeit ist; so befürchte ich, ich möchte bald meinen Glanz

gar verliehren, und auf die Lezte den Lumpenweibern zu Theil werden.

Bis hieher gehet also meine Geschichte. Sollte sich ferner etwas sonderbares mit mir zutragen; so werde ich nicht ermangeln, solches in einem Nachtrag zu seiner Zeit bekannt zu machen.

Der Hahnrey in der Einbildung.

Eine französische Geschichte.

Als ich einstens in Paris die Weltweißheit studierte; so bat mich einer von meinen Freunden zur Weinlese, eine halbe Meile von der Judenstatt, wo sein Vater ein Landgut hatte. Weil wir aber in der Kutsche nicht Platz hatten; so begaben wir uns zu Fusse dahin. Auf dem Wege hörten wir ein grosses Geschrey, welches von einer vor uns herfahrenden Halbchaise kam. Wir verdoppelten unsere Schritte, um die Ursache dieses Lermens zu erfahren. Und als wir näher kamen; so erblickten wir einen Eremiten, der einen Mann bey den Haaren hielt, während, daß

dieser

dieser ihn bey dem Bart hatte, und sie sich einander mit Fäusten schlugen. Das gehörte Geschrey hatte eine Frau erreget, welche eine Beckerin zu seyn schiene, und welcher der Wagen zugehörete. Der Fuhrmann, ein junger Bauernkerl, hatte seine Lust an dieser Schlägerey, peitschte die Pferde an, und fuhr fort, als wenn nichts geschehen wäre. Wir zwungen ihn stille zu halten, um Friede zu stiften: und als wir uns in den Wagen gesetzet hatten, so erfuhren wir, daß der Mann diesen Streit verursachet hatte. Dieser hatte den Mönch auf eine spöttische Weise gefraget, ob er auch wohl zu seiner Wäscherin gienge? Und da er ihm sehr angelegen zu sagen, wer sie wäre; so brach endlich der Einsiedler also aus: es ist deine Frau. Der andere sahe sich durch diese Worte beleidiget, und gab ihm eine derbe Maulschelle. Der Mönch hatte ihn darauf bey den Haaren, und jener ihn wieder bey dem Bart ergriffen. Ja, sie hatten sich beede mit einander so geschlagen, daß an jedem schreckliche Merkzeichen zu sehen waren. Wir fragten hier-

auf

auf den Fuhrmann, warum er sie in diesem Streit so weit kommen lassen, und nicht Friede gestiftet hätte? Das ist wahr, versezte der Fuhrmann, das lasse ich wohl bleiben, mich in dergleichen Händel zu mischen. Es heist im gemeinen Sprüchwort: Wenn der Schäfer bey seiner Keule bleibt; so werden die Schaafe gut gehütet, oder auch: Man soll die Nase nicht hinstecken, wo man nichts zu thun hat. Und was weiß ich, ob der gute Pater nicht die Wahrheit gesaget: in diesem Fall würde er ja recht haben. Inzwischen, wenn er gleich unrecht hätte; so sind doch nicht alle Wahrheiten gut zu sagen. Meinetwegen hätten sie beede einander den Hals brechen mögen, ich hätte mich gewiß nicht darein gemischet, dann ich bin schon einmal gewitziget worden.

Weil wir uns nun an der Landsprache dieses Bauernlimmels vergnügten; so fragten wir ihn weiter, was ihm denn begegnet wäre? Er fieng hierauf an also zu erzählen: Als sich einiges Tages der grosse Bastian und Nicolaus Degmann mit einander schlugen,

und

und ich ins Mittel trat und sie von einander bringen wollte; so nahm ich einen grossen Stecken zur Hand, der wohl zwölf Pfund wog, und gab einem jeden eine Ermahnung damit, daß sie zu Boden fielen, einer auf diese, der andere auf jene Seite. Sie kamen zwar hierauf von einander, aber der eine hatte einen Schlag an dem Kinnbacken, und der andere einen grossen Beulen an dem Kopf bekommen. Sie giengen darauf beede hin und verklagten mich; und diese meine Friedensstiftung hat mich fast einen ganzen Jahrlohn gekostet. Daher würde ich nimmermehr abwehren, und wenn sich diese beede Personen auch erwürget hätten. Die Katze steckt die Pfoten nicht mehr ins Feuer, wann sie sich einmal verbrannt hat; und man hat nicht immer Geld zu Processen übrig.

Unterdessen kamen wir in der Judenstadt an, und der Wagen hielt gerade vor dem Hausse der Beckerin still. Der Mönch und ich stiegen aus; der andere aber verweilte sich mit der Beckerin noch etwas, weil er wahrscheinlicher Weise einer von den Freun-

den

den ihres Mannes war. Wir giengen indeß nach dem andern Ende der Vorstadt, und baten den Mönch, mit uns in das Wirthshaus zu kommen. Als nun die Wirthin den guten Geistlichen in einem so erbärmlichen Zustand sahe, so sagte sie zu ihm: Ach, mein lieber Pater, was sind das für gottlose Leute, die sie so übel zugerichtet haben? Der Pater versezte darauf: Es ist ein nichtswürdiger Bösewicht, mit dem ich, nachdem er mir viele Grobheiten gesagt hatte, noch ins Handgemeng gekommen bin. Die Frau ließ aus Mitleiden von ihrem besten Wein abzapfen, den sie uns in Betracht seiner versezte, und verband ihm die Wunden bey dem Feuer. Derjenige aber, mit dem sich der Mönch geschlagen hatte, war just der Mann dieser Wirthin, und trat eben in die Stube, als seine Frau den verwundeten Mönch verband. Derselbe erinnerte sich sogleich, daß der Mönch zu ihm gesagt, seine Frau wäre seine Wäscherin, daher redete er sie also an: Liederliche Bettel, so ist es doch wahr, daß dieser Mönch, wie er sagte, dein

Liebhaber ist? Nun darf ich gar nicht mehr daran zweifeln; weil du dich unverschämter Weise in meinem eigenen Hausse mit ihm gemein macheſt. Hierauf ergrief er einen Strick, und wollte sie alle beede dicht abschmieren. Allein sie nahmen die Flucht zu einem Nachbar, dessen Thüre sie offen fanden, und wo eine Leiter an dem Kornboden stunde. Es schien ihnen also rathsamer, sich ohne viele Umstände hier zu verbergen. Der Gastwirth aber lief hinter ihnen drein, und kam eben dahin, als der Mönch und die Frau die Leiter in die Höhe zogen. Er gerieth hierüber in die gröſte Wuth, als er sie beede allein an einem seiner Meinung nach sichern Orte sah. Er stieß gegen den Mönch alle nur ersinnliche Schimpfwörter aus, die der Zorn und die Eifersucht bey ihm erregten. Man lief zu dem Pfarrer, um ihm die Sache zu hinterbringen. Während dieser Zeit sezten wir unsern Weg weiter fort, ohne uns ferner zu bekümmern, wie dieser lustige Handel abgelaufen sey.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes neunzehentes Stück.

Samstag, den 18 Februar 1769.

Folgendes Gedicht ist uns von einem unbekannten Freunde zugeschickt worden, mit der Bitte, solches unsern Blättern einzuverleiben. Und ob wir gleich eines und das andere an der Poesie zu ändern gefunden hätten; so wollten wir es doch nicht thun, sondern solches so abdrucken lassen, wie es aus der Feder des Verfassers geflossen. Zumal da derselbe vielleicht auf einige besondere Begebenheiten gezielet zu haben scheinet, die uns nicht deutlich bekannt sind.

Lobgesang auf die Liebe.

Sag mir einmal, o Freund, welch' unter allen
Scheint dir die gröste Krankheit wohl zu seyn?
Mich soll verlangen, ob du darauf wirst verfallen.
Gicht, Hypochonder, Podagra und Stein
Glaubst du? — Du irrst, und fühlst doch selbst die Pein
Der Krankheit, die mir so gefährlich scheinet. —
Das eben mehrt nicht wenig die Gefahr,
Daß man verzehrt von ihrem Gift stets meinet
Gesund zu seyn, und selten sie nimmt wahr;
Wie einer, der verwundt von welschen Spinnen,
Stets tanzt und lacht, beraubet aller Sinnen
Sich voller Lust und Frölichkeit bezeigt,
Ob ihm schon Gift durch alle Adern schleicht:
So fühlt auch dieser, der am schlimmen Fieber
Der Liebe krank darnieder liegt, nicht leicht —

Was?

Was? schreyst du zornig, was? Die Lieb ein Fie-
ber?
Sie, die die schönsten Trieb in uns erzeugt?
Sie eine Krankheit? — Ja, wie die Erfahrung
zeigt:
Ich bleib dabey, und eine Krankheit, die
Kein Arzt der Welt vermag zu heilen. Sieh
Doch nur einmal auf einen, nicht auf dich.
Auf einen andern, den sie quält, auf mich
Etwann, wenn dirs gefällt; dann sage,
Nennt' ich sie nicht mit Recht die ärgste Plage?
Ist uns nicht oft die ganze Welt zuwider?
Sprich, stillt ein Orpheus wohl durch seine Lieder,
Wenn uns der Paroxismus überfällt,
Den Schmerz, der uns dann alle Lust vergällt?
Wir hassen Freunde dann, Verwandte, Brüder;
Verdrüßlich keifen wir mit jedermann,

Ob uns schon niemand was zu Leid gethan.
Von unsern Seufzern schallen oft die Wälder,
Sie suchen wir, und stille, öde Felder.
Da klagen wir den Bäumen unser Leid,
Und härmen uns oft in der Einsamkeit.
Oft schwirren wir im Sonnenschein und Regen
Und Sturm, ganz ausser uns und wild herum,
Kein Nagel bleibet ganz, wir kiefen um und um;
Und tausend Seufzer nagen uns. Weswegen?
Was ficht dich an? Warum verfluchst du dein Geschick?
Gab nicht die Göttin mir heut einen zorngen Blick?
Die Göttin! Anderst wird die nie genannt,
Die unser Herz und Hirn einmal verbrannt,
Und wäre sie so häßlich, als Megäre
Und an der Tugend einer Lais gleich;
So ist sie doch für uns stets tugendreich

Und wenigstens so reizend, als Cythere.
Sie denken, hören, sehen wir allein:
Von ihr allein vermögen wir zu reden;
Sonst alles hassen wir. Beleben, tödten
Kan uns ein Wort von ihr. Und Schlaf verleihen
Könnt' aller Mohnsaft aus des Sultans Reichen
Uns nicht. Wenn Ruhe alle Welt begräbt;
So wird von uns der Kummer noch nicht weichen,
Der stets mit Rabenschwingen uns umschwebt,
Dann, — doch wer kan die Possen all' erzählen,
Mit denen wir in allem Ernst uns quälen?
Wie wären ich und du, o Freund, beglückt;
Wenn sie nie uns und unser Hirn verrückt?
Warum ward doch von Psychens Lampe nicht
Dem Amor, ehe wir ihn je gekennet,
Eh' er bey uns das Unheil angericht,
Hand, Köcher, Pfeil — ward er nicht selbst verbrennet,

Der Schelmenjunge! gönntest du ihm es nicht?
Der schöne Dieb, der bis zum Göttersitze
Verwegen drang, dem guten Gott der Blitze,
Der eben schlief, sein Feuerzeuch entwandt,
Ist ohne Zweifel dir nicht unbekannt.
Als Jupiter hiervuf erwacht und wollte,
Daß bald ein lauter Donner rollen sollte,
Und keinen Feuerzeuch ihn zu entzünden fand;
Schwur er beym Styx, dieß schreckliche Verbre-
chen,
So bald er nur den Räuber wüßt, zu rächen.
Er hielt sein Wort. Der Räuber kam am Tag;
Und ihn und uns traf einer Rache Schlag.
Wie glücklich war das Sterbliche Geschlechte,
Eh Japets Sohn den kühnen Streich begann
Noch lagen ich und du sich nicht in Haaren!
Und alle Menschen waren Brüder, waren

Einan-

Einander gleich. Noch herrschte kein Tyrann;
Kein Armer war dem Reichen unterhan;
Man wuste nichts von dem verkehrten Rechte;
Man aß, was man durch seine Hand gewann.
Die edle Kochkunst war noch nicht erdacht;
Man speißte, was die Erd' hervor gebracht,
Und ließ es sich auch ungekochet schmecken:
Denn Hunger kan stets Appetit erwecken
Und würzet auch der Eicheln schmacke Kost,
Und Eicheln waren, wie in vielen Büchern
Uns sehr gelehrte Männer oft versichern,
Die Speise dieser unschuldsvollen Welt.
Uns scheint die Sach ein wenig übertrieben.
Wir glauben, Obst ließ sie sich noch belieben,
Und statt des Wassers geben wir ihr Most.
Doch wem die erste Meinung mehr gefällt,
Der glaube sie, wir wollen drum nicht zürnen!

So lebte sie bey Eicheln oder Birnen
Stets unbesorgt und immerzu vergnügt,
Von Krankheit, Gram und Schmerze nie besiegt.
Gesundheit, Freude, Hofnung und Vergnügen
Verbanden sich auf jungem weichem Moos,
Die Sterbliche in sanfter Ruh zu wiegen,
Und weckten sie, so bald aus Thetis Schoos
Der Gott des Lichts an den Olymp gestiegen.
Man wurde da noch nicht geweckt von Schulden,
Und scheuete nicht harte Glaubiger.
Man durfte nichts vom Stolz der Damen dulten.
Man brannte nicht von Lust, nach eitler Ehr.
Man kannte nicht die Schöpfungskraft der Schneider,
Und Ordensband, und Stern und goldne Kleider
Ersezten damals noch die Tugend nicht
Und adelten nicht Dunst, nicht Bösewicht.

Man

Man wuste noch nichts von dem, Spinnennetze
Des Menschenrechts und Straffen der Gesetze,
In dem man nur die schwachen Fliegen fängt,
Und welches nie die frechen Hummeln kränkt.
Auch ohne prächtge Schlösser und Palläste
Ward jeder Tag zu einem Freudenfeste.
Es floh beym Tanz und Spiel und Frölichkeit
Die unbereut'und ungemeßne Zeit;
Denn damals wuste man noch nichts von Unterscheid
Der Tugend und der Lasterhaftigkeit.
Damals war Liebe freilich noch kein Fieber,
War Tugend, Wonne und die höchste Zier
Des Menschen, die auch von dem klügsten Biber
Ihn unterschied, und besser, glaube mir,
Als izt des Einmaleines Wunderwerke
Und aller Follanten Kraft und Stärke.
Um alles dieses unschätzbare Glück

Bracht uns Prometheus listig Bubenstück.
Denn voller Rach sprach Zevs zum Uebel: werde!
Und schickt' es zum Verwüsten auf die Erde.
Bestellte sich der Juno lahmen Sohn,
Ließ ein Gefäß von Erz im Acheron
Von Schönen mit den Schlangenhaaren,
Die sehr bereit darzu und willig waren,
Ganz voll anfüllen bis am höchsten Rand,
Mit allem, was sich gut's bey ihnen fand;
Und Miß Pandoren wurde aufgetragen,
Es eiligst zu dem Feuerdieb zu tragen,
Und ihm nebst einem Gruß vom Zevs zu sagen:
Nichts schlechters wärs, was sie zu bringen hätt,
Als die Essenz der Immortalität.
Wie frölich der getäuschte Japetide
Die Büchse sich zu öfnen nicht bemühte!
Doch welcher Schrecken nahm ihn izt nicht ein!

(Dem seinen gleich kan nie ein Schreckeu seyn,)
Als schnell um ihn die schrecklichsten Gestalten
Erst eingehüllt in dunkeln Wolken wallten,
Sich dann verbreiteten, nur immer mehr und mehr
Sich näher zeigeten und schrecklicher!
Tod, Kronen, Corpus Juris, Seuchen,
Haß, Hitz und Frost, Gold, Eisen, Sclaverey,
Müh, Hunger, Mangel, Geitz, Verrätherey,
Vergebne Arbeit, Zwecke zu erreichen,
Unruhe, Pillen, Secten, Heucheley,
Krieg, Schlachten um Provinzen und um Wörter,
Die Schreib- und Druckkunst, festgebaute Oerter.
Noch Myriaden Plagen, welche Wörter
Vergebens auszudrücken sich bemühn;
Dies alles sah' er aus der Büchse fliehn.
Doch was, das unter allen war, und über
Weit über die erzählten Uebel gieng,

Dieß

Dieß legte Amor drein, dem zu gering
Der Eumeniden Uebel alles schien.
Und dieß — ja Freund — dieß war das Liebesfieber.

Geschichte
des
Clidamon und der Flavia.

Clidamon und Flavia waren auf einerley Art mit einander erzogen worden. Denn die Nachbarschaft ihrer Eltern, und eine gewisse Aehnlichkeit der Gesinnungen hatte zu einer vertrauten Freundschaft unter ihren beederseitigen Familien Anlaß gegeben. Sie verspührten aber auch schon von ihren ersten Jahren an eine mehr als gewöhnliche Zärtlichkeit gegen einander; so daß man sie schon lange vorhin Brautsleute nannte, ehe man noch wissen konnte, daß sie es einmal wer-

den

den könnten. Was man aber im Scherze sagte, das wurde immer ernsthafter, je näher dieses junge Paar zu der Mannbarkeit kam. — — Der Vater der Flavia glaubte, er könnte seine Tochter nicht besser versorgen, als wenn er sie dem Clidamon gäbe; und Clidamons Vater war wohl zufrieden, seinem Sohne eine Frau zu geben, welche so wäre erzogen worden, als Flavia. Allein eben da man dieses überlegte, so starb zu allem Unglück die Mutter der Flavia. Dieser Todesfall zog sie auf eine Zeitlang von allen Liebeshändeln ab. — — Man würde sie aber gewiß gleich nach geendigter Trauer wieder angefangen haben, wenn nicht ein unvermuthetes Unglück dieses verliebte Paar betroffen hätte. — Der Vatter der Flavia hatte seine verliebte Neigungen nicht mit seiner Frau begraben lassen. Er verliebte sich in eine Wittwe, und heirathete sie, da kaum die erste Frau ein viertel Jahr begraben war. Diese aber suchte gleich anfangs die Hosen anzuziehen, und bewieß ihre erste Herrschaft darinn, daß sie die Ehe

zwischen Clidamon und der Flavia zu hintertreiben suchte, und dieses ihrem Sohn erster Ehe zu Gefallen, welcher sich durch die Reitze der Flavia hatte bezaubern lassen.

Clidamons Vater ward über die Verachtung, die er seiner Familie erwiesen zu seyn glaubte, so erzörnet, daß er auf nichts als Rache sann: ja, es wurden diese beeden Edelleute, welche vorhin die vertrautesten Freunde gewesen, die unversöhnlichsten Feinde. Den Verliebten wurde aller fernere Umgang mit einander verbotten: allein die Liebe und jugendliche Unbesonnenheit siegten bey ihnen über ihre Pflicht, und sie wollten beede lieber alles Unglück miteinander ausstehen, als sich trennen. — Flavia packte daher alles, was sie an Kostbarkeiten besaß, zusamm, und entflohe damit um Mitternacht aus ihres Vaters Hauß. Clidamon aber hatte unterdessen einen Wagen besorgt, der sie beede sicher nach London brachte; wo sie sich gleich nach ihrer Ankunft trauen liessen. Unser neues Paar lebte vergnügt,

so

so lang das Geld währte. Hierauf gieng es über die Juwelen her, die sie in London zu Geld machten. Als aber auch dieses all war; so geriethen sie in die gröste Nothdurft. In dieser Noth bemüheten sie sich zwar, die harten Herzen ihrer Väter durch die demüthigsten Briefe zu erweichen; aber vergeblich. Clidamon wandte alle Kräfte an, um ein Amt zu bekommen, damit er sich und seine geliebte Flavia ernähren könnte; allein alle Mühe war umsonst, nnd ihr Elend wurde mit jedem Tage grösser, so, daß sie schon etliche Tage nichts zu essen hatten. Hierauf beschloß Clidamon, sich mit Gewalt zu helfen; weil ihm die grausame Welt ihren Beystand versagte. Er ward ein Strassenräuber, gefangen genommen, vor Gericht geführt und zum Tode verurtheilt. Diese erschreckliche Nachricht aber kam bald seinem Vater zu Ohren. Und da ihn vorhin die väterliche Liebe nicht bewegen konnte, seinem Sohn zu helfen; so nöthigte ihn izo die Furcht, seine Familie beschimpft zu sehen. Er kam eilends nach London, und brachte es durch

eine

eine grosse Summa Geldes dahin, daß sein Sohn von der Todesstraffe befreyet wurde, doch mit dem Beding, daß er sich in eine von den englischen Colonien begeben müste, wovon ihm die Wahl frey gelassen wurde. Der unglückseelige junge Edelmann bate zwar um Erlaubniß, daß er sich nochmal seinem Vater zu den Füssen werfen und Abschied von ihm nehmen dürfte. Aber auch dieses wurde ihm nicht gestatret. Seine Flavia konnte auch nicht beweget werden, ihren Gemahl zu verlassen. Sie sezten sich also zu Schiffe. Unterdessen wurde das Schiff auf der See lech, so daß sie beede nebst andern darauf sich befindenden Personen zu Grunde giengen.

Dieß war die Frucht einer Heirath wider den Willen der Eltern.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes zwanzigstes Stück.

Samstag, den 25 Februar 1769.

Betrachtung über die Einsamkeit.

Die Einsamkeit hat ihre Verächter und Verehrer. Ein Weltmensch und Wohllüstiger wird sie auf das äusserste fliehen; warum? er suchet alle Tage im Umgang mit andern, neue Vorwürfe zu entdecken, welche ihn in ein abwechslendes Vergnügen versezte, und seinem unersättligen Durst nach Lustbarkeiten, eine hinlängliche Genugthuung verschaffen. Seine Pfeiffe Knaster in der Einsamkeit bey Lesung eines schönen Buches und einer Tasse Coffe oder

Thee auszubrennen, bringt ihn kein Vergnügen, es muß im Coffehaus seyn, um sich mit denen Zeitungsblättern in verschiedenen Sprachen zu ergötzen; Neuigkeiten von ankommenden Fremden zu erfahren; auch neue Moden in lächerlichen Gestalten allda auftretten sehen; einen neuen iungen Helden, (von dem weiter die Zeitung noch nichts rühmliches geschrieben) zu zuhören, wie er eine Schlacht hinter dem Schanzkorb mit Zusehen gewinnen helfen; oder es vergnügt ihm ein ankommender Taschenspieler, Virtuos, Possenreisser, und anderes mehr, was in dergleichen Häussern sich ereignen kan.

Sein Glas Wein wird ebenfalls nicht der Einsamkeit gewiedmet, sondern in einen Gasthof unter andern vornehmen Wohllüstlern, schmecket es ihm besser, und ist ihm eben nicht zu verargen, weilen

man

man allda doch öfters vernünftige Staats- und Po-
licey Unterredungen höret, auch Gelegenheit hat,
manchen bey einem vornehmen Mann einer armen ge-
druckten Muse ein gutes Wort zu verleihen. Alleine
giebt man sich auch wohl heut zu Tage in dergleichen
Fällen mehr Mühe? Eine Gesellschaft von unsern jezt
lebend und schwebenden schönen Geschlecht, wird un-
sern Wohllüstigen nicht minder auf das schnellste der
Einsamkeit entrissen, wo sein flüchtiger Geist bald sich
bey Blondinen, bald mit Brunetten zu beschäftigen,
Gelegenheit findet, und es auf Eroberungen zu ma-
chen antragen kan. Ein nettgesezter Fuß in einem
Menuet, eine einnehmende Redensart in Umgang,
ein ala modischer Aufzug in der Kleidung, wird ihm
dazu den Weg bahnen, und den würksamsten An-
griff machen, daß er mit einer dergleichen leicht über
windlichen Schönen, die sonst so gehässige Einsamkeit

auf etliche wenige Minuten sucht, um die belagerte Festung mit Accord übergehen zu lassen.

So wie sie der Wohllüstige fliehet, so mißbraucht sie der Thor, besonders wann er ein Halbgelehrter ist, so bedient er sich solcher, entweder Projecte zu machen, welche zu nichts nutzen, als daß sie ihn blenden, als hätte er der Welt einen Vortheil dadurch verschaft, da er sich nur damit lächerlich gemacht; oder er sezt sich hin, entwirft eine Lasterscarteque über vernünftiger Leute Schriften, läst solche auf einem so schwarzen Papier im Druck heraus gehen, welches so schwarz ist, als alle aus seinen dumpfigten Gehirne entsprossene Gedanken, die ihren hirnlossen Schöpfer zum Abscheu der vernünftigen Welt machen, und seiner eignen Schande auf ewig überlassen.

Ein Kluger und ein Christ wird sie alleine vernünftig, löblich, tugendhaft, erbaulich, und wohl anzuwenden wissen.

Seine Pfeiffe Toback sucht er nicht im Coffehausse auszurauchen, unter Personen, welche nicht die ausgesuchtesten sind, sondern mit ihrer schlechten, hochmüthigen, und verzärtelten Aufführung, solche manchen redlichen Mitbürger vergällen. Der Theolog schreibt mit solcher im Munde, den herrlichsten Tractat, zu Erbauung vieler Christen in der Einsamkeit, und kan seine Coffetasse dabey auf seinem Zimmer geniessen, ohne sich dem unverdienten Gespötte ohnbärtiger Jünglinge auszusetzen.

Dem Juristen wird beedes bey Elaborirung einer Relation oder andern dem Nächsten dienlichen Exhibiti besser zu statten kommen, als in einer dergleichen Gesellschafft, das Prahlen solcher Jünglinge, die

mit ihren angeerbten Schild und Helmen prangen, sie aber niemalen mit angeerbten Tugenden ihrer rühmlichen Vorfahren neuerlich in Glanz zu setzen trachten.

Der Arzt wird sich deren in stiller Einsamkeit mit Vergnügen als einer Panacee bedienen, bey deren Gebrauch, den gefährlichen Krankheiten solcher Patienten nachzudenken, deren Ableben dem allgemeinen Wohl empfindlichen Schaden verursachte.

Und was kan einem Dichter vorzüglicher angenehm seyn, als die stille Einsamkeit, in welcher er sich des Coffees als einer Hippocrene bediente, der Knasterdampf aber ihme das Feuer derer Gedanken unterhält, daß er nicht am Ende, Stärke und Accumen verliehrt. Nur Schade, daß es nicht viel Mäcenen mehr giebt, die die Dichter mit Knaster unterstützen, daß ihnen bey schlechten Schwed- Reuter- oder

Sonnen, Toback das Feuer in balden ausgehen muß.

Schmecket nicht einem Weisen sein Glaß Wein auch in der Einsamkeit wohl? Wann er sich bequemet etwas nützliches dabey zu arbeiten, wird es nicht seine Kräften unterstützen? Wird es ihn nicht zu hohen, grossen, und schönen Gedanken anfeuern? Macht dann dieses den Wein angenehmer, wenn man ihn in Gesellschaft solcher Leute trinckt, deren vornehmer Caracter erfordert, daß man ihnen bey denen bittersten Unwahrheiten, mit dem Kopf ein demüthiges Ja zunicke; ja deren Grobheiten man mit höflichen Stillschweigen überhören muß, besonders wann sie die Stärke des Weins bemeistert. Trinkt sich da in stiller Einsamkeit ein Glas Wein nicht geschmackhafter, als in solchen Gesellschaften, wo man sich nicht

selten die ungewöhnlich und empfindlichsten Unhöflichkeiten gefallen lassen muß.

Gehet nur hin verwegene Jünglinge! verlasset die Einsamkeit, welche euch zu vernünfftigen Nachdenken anleiten sollte, euch, eurem Vatterlande, und eurem Nächsten nutz zu seyn. Schleichet einer verbuhlten Blondine und Brunette nach, und so bald ihr, ihr verbuhltes Herze erobert, so werdet ihr erst von der äuserlichen Schönheit in die innerliche Häßlichkeit ihres falschen Busens blicken, und euch wiederum in diesen einsamen Winkel zuruck wünschen, aus welchen euch oft die Anmuth eurer vermeintlich preißwürdigen Schönen gezogen, in welchen ihr ohne ihre Gesellschaft, späte ruhig gestorben seyn würdet, da ihn jezt durch ihren täglichen Umgang, solchen desto früher mit dem Winkel des Grabes vertauschen müsset.

Sollte nicht einem Frauenzimmer die Einsamkeit verträglich seyn, in solcher durch ein schönes moralisches Buch, den Verstand auszuschmücken, daß ihre innere Schönheit die äussere Anmuth weit übertreffe, oder wann ihr die äusserliche Schönheit fehlet, daß es die innere gedoppelt ersetze? In der That eine solche, würde ich eine wahre Schöne nennen. Alleine dergleichen Schönheit darf man bey jetzigen häßlichen Zeiten unter die Raritäten zählen. Wie rühmlich würde es mancher seyn, in stiller Einsamkeit nachzudencken, eine gute Haushalterin abzugeben, damit sie nicht im Ehestande zum Spott ihrer Mägde — und die Ursache des Umsturzes ihres ganzen Hausses wird: Mancher Mann kan auch bey dem grösten Fleiß nicht fortkommen, muß zum Thor hinaus, und weiß nicht warum. Noch weniger läst ihn die blinde Liebe gegen seine Liebste glauben, daß sie die

Schuld trage, so, daß fremde Leute besser davon überzeuget sind, als er. Sich mit künstlicher Arbeit in der Einsamkeit zu beschäftigen, würde so nüzlich als rühmlich seyn. Dann und wann zur Abwechslung und Ergötzung auf den Flügel zu spielen, würde die Einsamkeit vergnügend und angenehm anwenden lehren. Wo sucht man tugendhafte und rechtschaffne Frauenzimmer anderst als in der Einsamkeit. Gehe! entfliehe! weiche! packe dich! du altfränkischer Moraliste! So höre ich eine ganze Schaar Mode-Docken auf mich loß stürmen, was Einsamkeit! Wer wird in der Einsamkeit veralten und versauren wollen, und ohne einen Mann zu überkommen, sich unter das alte Eisen werfen lassen wollen? In der Einsamkeit erhält man keinen Mann. Wann mir meine Tasse Coffe schmecken soll, so muß ich meinen Liebsten dazu an der Seite haben, daß ich solchen unter Scherz

und

und Lachen doppelt versüst genieſe. Ein Glas Wein von der Hand eines angenehmen Chapeau eingeſchenkt und überreicht, ſchmecket beſſer als eine ganze Maas in der Einſamkeit.

So thun und denken heut zu Tage unſere a la modiſche Schönen. Dieſe laſſen das alte Sprichwort nicht mehr aufkommen, daß man rechtſchafne Mädgen zu Hauſſe in der Einſamkeit ſuchen müſſe. Wohlan dann, ſo lauffet und rennet ihr Männerſüchtigen Schönen! ſuchet euch bey einer Taſſe Coffe, oder einem Glas Wein, auf denen Tanzboden einen euch würdigen Geſellſchafter aus, der euch bey ſolchen Gelegenheiten etwas im Vertrauen vorſagt und beybringt, daß ihr 9. Monate daran zu verdauen habt. Eine kluge Mannsperſon wird ſich keine an dieſen Orten auszuſuchen wünſchen, wann er nicht anſtatt ſuperfein, Macklatur und Pavel erwiſchen will.

Der-

Dergleichen Mädgens lernen die Süssigkeiten des Ehstandes zu frühzeitig kosten, und werden nimmermehr gewohnen können, in stiller Einsamkeit ihrer Männer Nutzen in der Ehe zu befördern, und an statt in deren Abwesenheit das Haus zu hüten, Kinder und Gesinde in Zaum und Zucht zu erhalten, werden sie ebenfalls ihre Wege gehen, denen Mägden die Kinder zur schlechten Zucht, und das Hauswesen den Umsturz zu überlassen. Man ist nimmermehr so murrisch und sauertöpfisch gesinnet, daß man rechtschaffene Gesellsaften denen Frauenzimmern in welchen man durch einen klugen Umgang etwas zu erlernen Gelegenheit hat, zu besuchen verargen sollte; nein! Nur soll das Umherwandeln nicht zur Gewohnheit werden, daß man dadurch den künftigen Ehegatten eine Faullenzerin erziehe, welche sich lediglich nur zu Tisch und Bette den Mann verdienstlich machet.

Wer Gesellschaften liebet und suchet von welchen er nicht vorhero überzeugt, daß sie aus vernünftigen und ihme bekannten Mitbürgern bestehet, der giebt sich in Gefahr. Können nicht Verräther darunter seyn? Ein jeder antworte sich darauf selbst. Er kan eben so leicht auf eine Partie Verläumder stossen, welche sich täglich zu vermehren scheinen. Er kan unvermuthet unter die Spötter zu sitzen kommen, welche sich ihn zum Tummelplatz ihres Hohnes machen, daß wann er ein wenig im Hirn verwahrloset ist, er es nicht einmal einsiehet, daß man ihn tanzen lässet. Er kan nicht minder unter die gefährlichen Herrn Deuter gerathen, welche ihm Worte und Werke zum ärgsten auslegen, verdrehen, und andichten, als hätte er diesen und jenen mit Erzehlungen zu nahe getretten, wann es ihm gleich sein redlicher Caracter niemalen zulässet.

Ein jeder lobe und suche sich Gesellschaften wie er will; ein wahrer Weltweiser wird die Einsamkeit denen wilden und rauschenden Gesellschaften allezeit vor-

vorziehen. Hätte Diogenes seine Liebe zur Einsamkeit nicht mit lächerlichem Eigendünkel übertrieben, so würde die Nachwelt mit mehrern Ruhm von ihm geredet, und ihn nicht als einen gelehrten Eulenspiegel beschrieben haben. Ich meines Orts, mache mir keine Schande daraus, die mich vergnügende Einsamkeit zu verehren, und zu besingen.

Einsamkeit ist mein Vergnügen,
Einsamkeit labt meine Brust;
Hunderttausendfache Lust
Kan mein Herze da besiegen,
Wo mein Geist in Einsamkeit
Sich ob manchen Dingen freut.
Einsam kan ich thun und treiben
Was mein Herze wünscht und will;
Bin ich wo, und rede viel,
Kan mir leicht der Nachklang bleiben,
Dieser Mensch will nur allein
Immer angehöret seyn.

Will

Will ich dann durch Stilleschweigen
Mässigung uud Sittsamkeit,
Wohlstand und Bescheidenheit,
Darthun, und den Leuten zeigen,
Heist es: dieser Mensch ist feig;
Dann so hasst mich alles gleich.
Gehe ich in Compagnien,
Kan ein jeder in der Still
Von mir denken was er will,
Ja mich wohl noch überziehen."
Doch es sind mir auch hiebey
Einsam die Gedanken frey.
Drum so will ich mich bequemen
Nichts als meine Einsamkeit
In der Traur wie in der Freud
Mir zum Trost zur Hand zu nehmen.
Dieser weiht mein Herz und Sinn,
Sich so lang ich leb und bin.

Einsam kan mein Geist die sprechen
Welche meine Seele liebt:

Ob sie gleich nicht Antwort giebt,
Antwort an den Wasserbächen
Biß daß ich des Fragens satt,
Echo mir an ihrer statt.

Einsam weiß ich mit Ergötzen
Oefters eines Freundes Pflicht
Mehr als in das Angesicht
Theuer, hoch, und werth zu schätzen.
Lieber ohne Compagnie,
Als bey Freunden weiß nicht wie.

Deine Reitzung will ich ehren
Einsamkeit, dir soll gewiß
Manches Knasters Engelsüß
Als ein Opfer sich verzehren;
Auch dieß Pfeifgen ist geweiht
Der beliebten Einsamkeit.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes ein und zwanzigstes Stück.

Samstag, den 4 März 1769.

Wildmann.

Eine komische Erzählung.

So sonderbar diese iezt folgende Begebenheiten dem Glauben meiner Leser vorkommen möchten, so gewiß kan ich sie von der Wahrheit derselben versichern. Ich stelle ihnen einen wohlehrwürdigen Betrüger vor Augen, dessen ganzes Leben eine Kette Cartouschianischer Streiche und Schandthaten gewesen, der sich aber auch endlich durch seine schändliche Thaten bis unter die Knute des Zuchthauses geschwungen hat.

Wildmann war der Name dieses Bösewichts. Sein Vater, ein wohlbemittelter Gelehrter, that

schon vor seiner Geburt diese so gewöhnliche Gelübde, sein geliebtes Söhngen gleichfalls dem gelehrten Stande zu weihen; und zwar sollte er unter den Kindern der Propheteten einst eine helleuchtende Fackel vorstellen. — Dieses Exempel wird die vom Vorurtheil getäuschten Eltern ihrer Ungerechtigkeit ziemlich überführen, welche das Söhngen auch in eben dem Stande, worinnen sie sind, wollen glänzend sehen, und ohne gehörige Prüfung dessen Naturels sein künftiges Schicksal ihren thörichten Leidenschaften oftmals aufopfern. Dieser junge Wildmann zeigte zwar in seinen Schuljahren ziemliche Fähigkeiten: weil er aber die Jägerey nach seinem Geschmack allen andern Wissenschaften vorzog, und doch nicht erwählen durfte; so trieb er die Wissenschaften mit ziemlicher Nachläßigkeit, und beeiferte sich nur das Lob seiner Mitschüler durch verschiedene lustige Streiche zu erwerben, die aber bey mehrern Alter, durch deren Beyfall angefeuert, in grosse Boßheiten ausarteten. Nichts kan einen in seinen Werken, sie mögen nun böse oder gut seyn, mehr bestärken, als das Lob; zumal wenn es uns nicht gerade unter die Augen gesagt, sondern nur erzählungsweise von andern wieder hinterbracht wird. — Dieses war auch

hier

hier ein Hauptbewegungsgrund mit, daß er sich auf so einer Nebenseite zu seinem künftigen Posten qualificirte.

Einige derselben Streiche, die er noch auf Schulen mit vielem Beyfall unternahm, und die mir noch bekannt sind, will ich jezt anführen. —

Er hatte sein Logis bey seinem Herrn Vetter, einem angesehenen Mann in selbiger Stadt: dieser aber wollte nicht so zufrieden über ihn seyn, wie seine Mitschüler. Einstmals, als er die Hundstagsferien bey seinen Eltern, die ohngefehr 3. Stunden davon wohnten, hielte; so gieng er an einem Tage Abends vom Hausse weg, um einen guten Freund zu besuchen, gieng aber ganz stille und unbemerkt in das Ort und Hauß seines Herrn Vetters; und daselbst in eine Stube, wo des Herrn Vetters und der Frau Baase Bildnisse waren. — Um sich wegen einer gewissen Sache zu rächen, nahm er dieselben, gieng ganz stille vor die Stadt, und hieng sie, ich weiß nicht wie, an den ordentlichen Galgen. Dieses wurde bald bekannt, und der Scharfrichter muste sie sogleich wieder auf hohen Befehl abnehmen, und niemand argwchnte auf diesen, denn er war nach Befolgung seines innerlichen Berufs alsbald ganz

zufrieden und unschuldig bey seinem Freunde angekommen.

Zu einer andern Zeit empfahl er sich einem Thorschreiber auf eine sehr nachdrückliche Art: Eine gewisse Bürgersfrau daselbst, die sich sehr vor den Gespenstern fürchtete, bat ihn öfters in Abwesenheit ihres Mannes, ihr Gesellschafter zu seyn. Um ihr nun einen Gegengefallen für ihre Artigkeiten zu erzeigen, so trug er bisweilen einige Pfund Fleisch von einem ganz nahe gelegenen Dorfe, welches doch verboten war, unter seinem Mantel herein, um den dafür schuldigen starken Accis zu erhalten. Dieses merkte aber der Thorschreiber und die Herren Visitanten gar bald und nahmen es ihm das nächstemal weg, weil er es nicht angegeben hatte, und liessen ihn gehen. Er durfte nichts sagen, suchte aber das Recht der Wiedervergeltung bald auszuüben. Sein Herr Vetter hatte einen lebendigen Fuchs, dem er immer von der Meisterey ein Stückgen von umgefallenen Vieh herbeyschaffen ließ. Er gieng also gegen Abend dahin, holte einige Pfund von dieser Gattung Fleisch, welches noch ganz frisch war und gieng ganz ruhig zum Thore herein. Geschwinde kamen einige von seinen Feinden, nahmen ihm die Bürde ab, und spotteten

lachend

lachend über seinen Verlust. Ganz stille und ängstiglich gieng er fort, war aber sehr erfreuet über den glücklichen Erfolg seines Anschlags. Nach acht Tagen wiederholte er dieß nochmals, und wurde unter dem Thor auf vorige Art wieder bewillkommt; da er denn nun sagte: „Ich sehe mich genöthiget etwas zu sagen, was ich doch gern verschweigen wollte: Dieses Fleisch und alles vorige ist kein ordentliches Fleisch, sondern von umgefallenen Vieh und dient zum Gerichte des Herrn N. . . seines Fuchses, den ich vermöge der Nächstenliebe bisweilen gerne tractiren will. — Diese Leute erschracken jämmerlich, fiengen einer nach dem andern, eine schnurrende und fliesende Sprache zu reden an, weil sie ein herrliches Tractament von dem lezten gehalten hatten, und liesen ihn jezt ganz gern mit seinem Wildpret gehen, ohne die Sache weiter kund zu machen.

Ein gewisser gebietender Patron von ihm war ihm nicht gewogen, und wurde von ihm auch nicht geliebt. Er dachte lange nach, ihm einen Possen zu spielen, und hörte endlich etwas, das ihm dazu Gelegenheit gab. Der Herr Patron gieng des Nachts immer zu seiner hintern Thüre hinaus, bey einem artigen und schönen Weibgen etwas zu bestellen, deren Mann

er häufig mit Befehlen über Land sendete. Wildmann lauerte einst auf ihn, bis er hinein war, dann legte er sich mit seinem Mantel vor die Thüre, ließ sich beschneien und wartete so lang, biß er wieder herauskam. Nach drey Stunden kam er und wurde sogleich mit einem schönen guten Morgen von Mons. Wildmann begrüßt und gefragt, ob er angenehm geruhet hätte. Ganz freundlich antwortete er ihm und ganz freundlich war er auch künftig gegen ihn.

Auf eine ganze besondere Art schafte er seinen Mitschülern ein andermal etliche Feyertage: Er gieng nemlich einem Mühlknecht ähnlich gekleidet, mit noch einem auf die sogenannte Eselswiese, und zwar spat, und trieb die daselbst noch weidenden zehen Esel fort, durch die im Thore lächelnden Schutzgeister hindurch, ohne daß man etwas betrügerisches vermuthet hätte, und bey finstrer Nacht und Regen glücklich bis in die Klasse, wohin der andere sogleich Heu und Wasser schafte, damit sich diese sonst zwar zufriedenen Geschöpfe ruhig lagern möchten. Es geschahe alles in der besten Ordnung, sie machten die Klasse zu, und giengen voll von Entzücken nach Hausse. Niemand merkte eher etwas davon als ein darüber wohnender Herr D.., der früh einiges Getöse unter sich hörte,

und daher glaubte, seine Brüder, die am selbigen Tage von der Reise anzukommen bestimmt hatten, wären schon angelangt. Er eilte ihnen entgegen, fand aber unter dem Thorweg keine Erfüllung seiner Wünsche, und suchte dahero mit Beyhülfe des Herrn Rectors den Grund davon zu finden, und erblickte, leider! an statt seiner vermutheten Brüder, 10. wohlgewachsene Esel in der Klasse. Sie erstaunten beede über diese so unvermuthet angekommene Novitien, hielten eine kleine Berathschlagung und decidirten, dieselben sogleich wieder cum infamia relegiren zu lassen. Die Stube wurde sehr schön wiederum gereiniget, und die Schule auf etliche Tage ausgesezt. Ein Mühlknecht muste alsbald das scharfgesprochene Urtheil nach erhaltenem Befehl an diesen 10. unschuldigen neumodischen Scholaren erfüllen. Der Herr Rector aber und der Herr D.. begaben sich wieder in ihre Zimmer, und suchten in allen chronologischen Manuscripten und Nachrichten nach, um zu erfahren, ob vorhero schon irgend einmal so eine fruchtbringende Gesellschaft daselbst soupirt hätte. Nach genauer Untersuchung war aber dieses die erste, und wurde mit grosser Accurateſſe als eine feyerliche Begebenheit aufgezeichnet, und das Unternehmen dieses

Herrn Quartiermeisters von den dasigen Musensöhnen, ohne ihn zu kennen, als eine Herculianische That geschildert und gelobet. Der Herr Rector hielte es überdiß für eine sonderbare Schickung des Himmels, weil er gleich an selbigem Tage gern eine Spatzierfahrt unternehmen wollte.

Ein neuer und sonderbarer Auftritt wurde von ihm auf folgende Art verursacht: Ein artiges aber etwas hochmüthiges Frauenzimmer hatte ihn einstmals sehr lächerlich unter einer ansehnlichen Gesellschaft gemacht, welcher er die empfindlichste Rache drohete. Der Herr Director gab bald darauf einen starken Schmauß, wo denn dieses Frauenzimmer als die Gesellschafterin seiner Töchter auch mit dabey war. Die Nacht vorher machte er in das heimliche Gemach zwey lange Stück Holz, legte eine scharfe Hechel darauf, doch so, daß sie unter dem Sitz verborgen stack, und daß man sie mit einem Faden in die Oefnung hervor ziehen konnte, wenn man wollte, und hatte sie unten mit Tuch beschlagen, daß sie beym Vorziehen kein Getöse machen möchte. Durch die Seitenwand hatte er ein Loch aus einer alten Kammer in das Gemach gebohrt, um daselbst die Maschine dirigiren zu können. Den ganzen folgenden Abend

stack er daselbst in der Kammer, und lauerte als ein wohlgeübter Kater auf seinen Fang. Endlich, nachdem die Tafel aufgehoben war, gefiel es dieser Mamsel diesen Ort zu besuchen, und zwar, als daselbst bekannt, gewöhnlicher massen ohne Licht. Sie kam unter einem trallernden Menuet mit schnellen Füssen auf diesen Sessel loß, weil sie vermuthlich einen Trieb nach sanften Empfindungen in sich verspürte. Wildmann erblickte sie mit seinen Argusaugen durch eine Spalte gar bald, veränderte mit möglichster Geschwindigkeit sein wohlzubereitetes Klystir, und eilte sogleich nach einer abgelegenen Treppe, um ihre Ankunft in der Gesellschaft zu erblicken, und der sonst gewissen Straffe zu entgehen. Sie kam sehr geschäftig, und frey von allem Argwohn ließ sie sich auch geschäftig nieder. Aber — Welch ein Mordgeschrey tönte durch den ganzen Saal und durch alle Zimmer! Sie glaubte steif und feste, ein ganzes Nest Horniſſen hätten auf die daselbst entblösten empfindlichen Theile des Cörpers einen feindlichen Angrif gewagt. Fast die ganze Gesellschaft kam ihr mit brennenden Lichtern entgegen gelaufen, sie zu erretten. Sie fragten begierig nach der Ursache ihres Angstgeschreyes, und wollten alle, nachdem sie es ge-

höret, eine solenne Visitation anstellen, welches sie sich aber verbat. Die Töchter des Hauses brachten sie in ein Nebenzimmer, woselbst die bekommene Wunden mit Hülfe eines Arztes untersuchet und curirt wurden. Die Gesellschaft hingegen besuchte das geflohene Schlachtfeld, und fanden mit Verwunderung diese neufassonirte Maschine. Den Mechanicus davon konnte man aber doch mit aller Untersuchung nicht ausfindig machen, denn er konnte recht läugnen. Diese und noch viele andere Dinge von dieser Art, davon doch die meisten bekannt wurden, hörte sein Vater fast alle auch. An statt durch Straffen und Vermahnungen ihn zu bessern, hörte er dieses mit lächelnden Kopfschütteln, und sagte, wenn er viel that, nicht mehr, als: Es ist nicht recht. Er erzählte vielmehr diese Streiche als Beweisse seines Verstandes und Witzes, und so bauete er durch diese Nachsicht selbst mit an dem künftigen Verderben seines Sohnes.

Als dieser Wildmann in Ansehung seiner Jahre vollkommen tüchtig war, seine Seite mit einem halben Studentenschläger schmücken zu können, und überdiß wegen seiner übertriebenen Unternehmungen auf eine höchst unedle Art aus seinem jetzigen Orden

sollte

sollte verbannt werden; (welches aber ein glänzender Vorspruch von seinem Vater verhinderte) so wanderte er aus der Egyptischen Dienstbarkeit in das von ihm vermuthete gelobte Land. Sein Papa warnete ihn noch vor der Verschwendung, und die Mama vor dem reizenden Geschlechte, und ein ansehnlicher Wechsel, und einige mütterliche veraltete Thaler wurden ihm zur Begleitung mitgegeben.

In bester Ordnung kam er nach 4. Tagen auf der etwas entlegenen Universitat * * * in dem bestimmten Quartier an, und schlief sich mit gröster Hofnung zu einem Studenten. (Wie gerecht war nicht dieses Verfahren! Weit gelehrter muß der Herr Sohn werden, wenn er fremde Academien besucht, denn es glauben es ja viele!) Am andern Tag früh schwur er sich sogleich auf Jesuitische Art zu einem Bürger dasiger Universität, und erkaufte sich dieses Recht durch scheinbare Vorstellungen um etliche Gulden wohlfeiler. Nun erkannte er seine Grösse, dingte sich noch an selbigem Tage bey dem nächsten Philister einen muthigen Kosacken, um die erhaltenen Gulden aus ihrer Gefangenschaft zu befreyen.

Die erste Lustreise richtete er nach einem Ort, wo unter der Masque der Coffemädgen die hinfälligsten

Ver-

Verführerinnen Parade machten. Hier bekam er bald einige schon daselbst befindliche Renomisten zu seinen Brüdern und bald nennten ihn auch diese so keuschen Mädgen: Brüdrigen. Nachdem er da die früh erhaltenen Gulden dreyfach bezahlt hatte, so ritte er in Gesellschaf seiner neuen Brüder nach Hause; ehe er aber noch in die Stadt kam, so machte er erst in der Vorstadt sein noch schuldiges Probestück: Er ritte vor einem Hausse vorbey, wo eine bürgerliche schmaussende Gesellschaft sich hören ließ. Er ritte an das geöfnete Fenster, nahm einem daran stehenden Bürger seine schöne Sammetmütze vom Kopfe und rufte ihm trostreich zu: Man muß die Nackenden auch kleiden, zumal Anverwandte. Er ritte mit seiner Beute nebst den andern in vollen Traben fort, vor dem Corps de garde und dem daselbst stehenden fürchterlichen Esel vorbey, bedeckte in aller Geschwindigkeit dessen so lang entblöstes Haupt mit dieser schönen geraubten Mütze, und begab sich mit seiner Gesellschaft, deren er nun würdig geworden, nach Hausse. Früh bemerkten erst die Soldaten diese ganz neue Unhöflichkeit ihres lieben Esels, nahmen sie ihm bald wieder, und verkauften sie an die Meistbietenden.

Er hatte sein Logis in einem Rathsgebäude gleich neben dem Rathhaus, wo er in den ersten 8 Tagen eine Gesellschaft solcher wilden Schwärmer bey sich hatte, die durch ihre brüllenden Baßstimmen, der nachbarlichen Rathsversammlung alle Aufmerksamkeit auf ihre Rechtssachen raubten. Der Verwalter desselben Hauses trat bald nach erhaltenem Befehl zu ihnen ins Zimmer, und verkündigte ihnen mit bedecktem Haupte etwas ungestüm, die Ursache seiner Erscheinung. Wildmann nahm gleich seinen Herrn Wirth bey einem Ohr, denn er hatte schon von der Schule her eine oftgeübte Stärke, und führte ihn lächelnd zur Thüre hinaus, nahm ihm die Mütze ab, steckte sie ihm unter den Arm, lehrte ihn einen höflichen Vortrag seiner Worte, und führte ihn wieder hinnein, um ihn nunmehro zu hören, und ertheilte ihm diese Antwort an den Rath: Er bedauerte herzlich, daß sie ihm nichts zu befehlen hätten. Die Serenate fieng von neuem an und wurde noch lebhafter, so, daß noch am selbigen Tag der schreckliche Mann, der Pedell, seine Thüre mit einer ihm noch fremden Ueberschrifft bemahlte. Er erschien gleich das erstemal vor dem hohen Universitätsgerichte, und sollte wegen noch verschiedener Schimpfworte eine ansehnliche

Summe bezahlen, welches er aber verweigerte. Man fragte ihn dahero, wer sein Vater sey? Ein armer Borstenbinder, der alle Messen herum geht, war seine Antwort. Einige von den Herren Beysitzern kannten ihn schon ganz wohl, und musten heftig ihren gelehrten Bauch bewegen. Man fragte ihn ferner nach der Schule, die er besucht hätte, die er ordentlich bestimmte; worauf ein ansehnlich Mitglied von dieser Versammlung, dessen Sohn auch daselbst auf der Schule gewesen und ausgeartet war, dagegen sagte: Wie kan von * * etwas gutes kommen? Ja, sagte Wildmann, zumal, wenn nichts gutes hinkommt: Ihr Herr Sohn ist mein treuer Lehrer in dieser Lebensart gewesen. — Man ließ ihn jezt gehen und verminderte die Straffe um etwas, in der angenehmen Hofnung, ihn desto öfter in solcher Verfassung vor sich zu erblicken, welches auch fast wöchentlich sowohl in seinen als andern Angelegenheiten geschah. Wenn ihm seine Gelder untreu geworden, wenn Kleider, Bücher, Wäsche, und alles Bewegliche in fremde Verwahrung gebracht worden war, und er sich mit allen sophistischen Schlüssen auf keine Art andere Gulden zu schaffen wuste; so fande er sich zu selbiger Zeit, wenn man Gerichte hielte, in

den

den Vorhöfen derselben ein, und fragte die meisten um die Ursache ihres Hierseyns. Betraf es nun Klagen wegen Beschimpfungen oder andern nachdrücklichen Beleidigungen, so hatte er alles selbst gesehen und gehöret, und erbot sich dieses und noch mehreres zu bezeugen. — Nun war schon alle Religion, alle guten Empfindungen dahin, uud kaum war ihm noch die Gestalt eines Menschen übrig geblieben. Die Wollüste und bösen Gesellschaften hatten seine Leidenschaften ganz unter ihr Joch gebracht, so daß es ihm in solchem Verhältniß unmöglich war, sich davon abzusondern. Weil seine Wechsel zu Erfüllung seiner Begierden nicht zureichend waren, so fiel er, weil er überdiß der Gottheit spottete, und in den schändlichsten Reden seinen Ruhm suchte, auf dieses erschreckliche Mittel, daß er oft Dinge als wahr beschwor, deren Unwahrheit er doch gewiß wuste, um nur als kräftiger Zeuge die bestimmte Bezahlung dafür zu erhalten. Er trieb es so weit, daß er endlich auch in eigner Sache niemals mehr schwören durfte, weil seine Boßheit zu bekannt geworden war. In den wegen solcher artigen Coffemädgen beruffenen Schenken brachte er die meiste Zeit zu, wohin denn ein fremder in seinem Quartier mitlogirender Jude

auch

auch einmal zum Besuch kam. Wildmann stellte gleich die Mädgen an, den Beschnittenen zu verführen, die ihn auch durch ihre Kunst von seinen schweren Gesetzen ableiteten, daß er mit einem solchen Schandbild in ein abgelegenes Nebenzimmer gieng. Sobald Wildmann dieses merkte, drang er in dasselbe mit noch etlichen ein, nannte ihn bey seinem Nahmen und rufte die andern zu Zeugen, und eilte nach Hausse. Als er da angekommen war, schafte er eine Küste Thee, die dem Juden gehörte, und 200. Gulden am Werth betrug, in sein Zimmer, welches ihm der Jude, um nicht verrathen zu werden, und doch den Thee nicht ganz einzubüssen, um 90. Gulden wieder abkaufen muste, ohne sich weiter darüber beklagen zu dürfen. In Meßzeiten bestahl er fast alle ausstehende Kaufleute mit Beyhülfe seiner Consorten auf die angenehmste und künstlichste Art, indem er immer ein hierzu wohl aptirtes Gewand trug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes zwey und zwanzigstes Stück.

Samstag, den 11 März 1769.

Fortsetzung des Wildmanns.

Zwey sehr schön gekleidete, aber öffentlich berühmte Mädgen belohnte er einst auf eine reelle Weise: Er fuhr mit ihnen spatzieren, hatte aber den Kutscher wohl unterrichtet, daß er, wenn er durch den gewöhnlichen grossen Weiher fahren würde, etwas tiefer hinein sich wenden sollte, welches auch genau erfüllt wurde. Wildmann warf diese artigen Schönen mit allem Putz aus der Kutsche, verordnete ih-

nen dieses schöne Bad und jagte davon, daß jene mit Mühe und Noth sich durch ihre Fächer herausrud derten.

Die Karte war sein liebstes Handbuch, bey welchem er oft Schlaf, Essen und Trinken vergaß. (Sollte er hier nicht noch viele Mitbrüder in allen Ständen finden?) Als dieselbe ihm etlichemal ungetreu geworden war, so schwur er: der T.. sollte ihn bey den Haaren fortführen, wenn er noch mehr spielere, welches bey ihm aber eben soviel war, als wenn sich ein Mädgen keinen Mann wünscht. Am andern Tag, als man wieder zu spielen anfangen wollte, so wollten ihn die andern vermöge seines Schwures nicht einnehmen. Er ließ gleich in aller Stille den Parouquer auf seine Stube ruffen, die ihm gefährlichen Haare abschneiden, und kam wieder zu der Gesellschaft, und entdeckte ihr den geseegneten Einfall und

seinen

seinen über die Macht des T:s erhaltenen vortreffli-
chen Sieg, und spielte nun ohn alle Gefahr.

Ueberdiß duellirte er sich etlichemal, versuchte besondre Krankheiten und lebte so, daß man ihn endlich aus der Stadt verbannte, und das schwarze Bret zum Andenken mit seinen Nahmen tapezierte. Er kam zu seiner Eltern Betrübniß in seinem Vaterland an, und ob er gleich so wie Eva ihre Blösse mit einem Feigenblatte, die seinige mit einem grossen M. bedeckt hatte, so wurde er doch zu keinem hellscheinenden Licht bestimmt, denn sein Ruf hatte sich auch über die väterlichen Gegenden verbreitet. Aus Verz weiflung und Schaam entschloß er sich auf apostolische Art, und zwar schon in einem geistlichen Ordensgewande die Welt durchzuwandeln. Er nahm einen Nahmen eines Priesters in seinen Gegenden an, und als Mag.** kehrte er meistens bey Geistlichen,

wo er hinkam, ein, betrog und bestahl alle, welche er besuchte, und sonderlich gab er vor, sich ien schönes Mädgen zu seiner Braut zu suchen, weil dieselben in seinem Lande zu gelb wären, da er doch selbst nicht aus Narcissus Geschlechte war. Er verführte etliche (Dann er war nun würdiger Mag. in der Betrügerey) und empfohl sich alsdenn ganz stille nebst manchen brauchbaren Dingen, oft auch mit der Ehre des geblendeten Frauenzimmers. Ja selbst die Pflichten, die nur geweiheten Geistlichen zustehen, verwaltete er auf seiner Reise, er predigte oft, und betrog mit seinem natürlichen und etwas wenig erlerneten Witz die ehrwürdigsten Väter.

Endlich kam er zu D... an, hörte daselbst von einem Mädgen, die sehnlich, oder vielmehr die Frau Mama auf ihre Erlösung hofte. Er nahm einen priesterlichen Freund von ihr so vortheilhaft ein, daß die-

ser ihn zu denselben Frauenzimmer brachte, vor ihn sprach, und eine Heyrath bey nahe ganz stiftete. In jedem Bezirk von 10. Meilen muß wohl kaum eine solche Pfarre seyn, als die Seinige seyn sollte, dahin er die Braut noch vor der Trauung abführen wollte. Er blieb wohl 3. Wochen daselbst, besuchte deren Freunde, und dann kam die Zeit zu der bestimmten Lustreise, auf welcher er vermuthlich die Braut berauben, und davon gehen wollte. Zwey Tage vorher wurde er in den Zeitungen als ein Erzbetrüger geschildert, und jedermann vor ihm gewarnt. Man las es ihm vor, halb lachend, halb zornig hörte er es an, und blieb um sich gerecht zu zeigen immer da. Ein bemittelter Freund von ihr hatte sich zeitig in allen vorgegebenen Orten seinetwegen erkundigen lassen, und den Tag vor der Abreise erhielte er weitläuftige Nachricht von diesem Betrug. Ohne jemand etwas

zu sagen nahm er Wache zu sich, drang in die Wohnung der Braut ein, und ließ ihn zu aller Schrecken ins Gefängniß abführen. Bey der Untersuchung fand man bey ihm 24. Heller, eine zinnerne Kinderuhr und sein Petschaft mit dem alten Nahmen, welchen die Zeitungen auch genannt hatten. Als nach einem Jahr dieses errettete Frauenzimmer mit einem andern Hochzeit hatte, so richtete er mit der Tochter seines Kerkermeisters Kindtauf aus, die sich einen klei-

nen Mag.., von ihm abcupirt hatte. Er saß wohl 3. Jahr daselbst, und protestirte und appellirte allezeit bey jedem Urtheil durch alle Grade durch, bis selbst an das höchste Blutgerichte. Dessen ohngeachtet muste er doch endlich wegen noch anderer wichtigen Beschuldigungen auf ewig ins Zuchthaus, so sehr er es auch verbath. Auch da bekam er es bald wieder gut, denn er wurde wegen seiner Geschicklich-

keit zu einem Unteraufseher bestimmt, stürzte sich aber auch da gar bald wieder in die härteste stete Sclaverey, weil er aufs neue bey 2. Köchinnen daselbst seine Fabrique mit gutem Erfolg angelegt hatte. Er gab zwar vor, daß er stark mondsüchtig sey, und in diesem Zustande müßte es vielleicht ohne seinen Willen geschehen seyn, aber seine Richter waren keine Rechtgläubigen.

So ein Ende nahm es mit diesem Abschaum der Menschheit, den nun täglich die durchdringende Knute des Zuchtmeisters an sein ruchloses Leben erinnert. Seine Eltern starben bald nach seiner eisernen Einkleidung aus unüberwindlicher Betrübniß.

Die Natur der Träume.

In keiner Sache herrscht der Vorurtheile Macht
Wohl mehr als bey dem Traum! Oft wird in einer
Nacht
Zufriedenheit und Glück auf lange Zeit verstöret,
Warum? der Träume Volk, von einem Traum be-
thöret,
Sieht schon nach seinem Wahn sein künftig Schicksal
ein
Und glaubt es fast und bebt und kan nicht heiter seyn.
Die leere Phantasey beseelt den Aberglauben,
Kein philosophischer Schluß kan solche Meinung rauben
Die mancher Traum oft schaft; der stärkste Gegen-
grund
Stürzt keinen solchen Wahn, der durch den Traum
entstunde —

Oft sezt er auch den Geist in hofnungsvolle Freuden
So daß der glaubge Mensch die schöngehoften Zeiten
Als gegenwärtig denkt und schon darnach agirt
Und, trift es dann nicht ein, sich im Verdruß verliert.
Durchdächte doch der Mensch die vielen Möglichkeiten,
Die die Einbildungskraft ins Feld der Träume leiten,
Wie bald entdeckte er die würkliche Natur
Des nächtlichen Phantom! Den Schatten säh' er nur
Und einen leeren Raum von jenen vollen Bildern
Die ihm der Träume Gott so sinnlich konnte schildern.
Wenn schöpferischer Schlaf den Cörperbau um-
fließt,
Durch alle Adern hin gesträktes Blut ergießt,
Mit neuem Lebensgeist die matten Nerven füllet
Und unsrer Seele Kraft in starke Pressen hüllet;
So kommt sie sich nicht mehr, es sinkt Bewustseyn
hin,

Sie denkt, izt nicht gereizt von einem äussern Sinn,
In der Verwirrung fort, und denket sich Ideen,
Die das Gedächtniß reicht und ohngefehr entstehen.
Sie denkt, und weiß es nicht, das was sie einst gedacht,
Wozu die Phantasey noch andre Dinge macht,
Die mit dem vorigen harmonisch sich vereinen
Und dieser Seele selbst voll von Bedeutung scheinen,
Wenn sie vom Schlaf erwacht. Warum? Sie kennt sich nicht,
Und glaubt den Worten mehr, die ein alt Weib oft spricht.

Der Seele Eigenschaft ist, das sie ewig denket,
Daß ihre Thätigkeit kein Schlaf und nichts umschränket,
Sie wählt, sich unbewust, bald was sie kaum gedacht,

Bald, was sie kaum mehr weiß, zum Stof sich in der Nacht.

Des Cörpers Lage kan in sie auch mächtig würken
Und sie, hievon getäuscht, mit manchem Wahn umzirken:
Der Geist erbebt, erwacht und wachend weiß er kaum
Was er so schwer geträumt, doch — einen bösen Traum.

Die Träume dieser Art kan man mechanische heissen;
Und ein Erfahrungssatz kan diesen Satz beweisen:
So ruht das müde Haupt auf der entschlafnen Hand;
Diß wird der Seele bald durch das Gefühl bekannt;
Gleich denkt sie zum Gefühl die ähnlichen Ideen
Die hierbey möglich sind. Was kan daraus entstehen?
Daß sie, nicht mit Vernunft, voll Angst warhaftig glaubt:

Es sey derselbe Arm dem Cörper ganz geraubt —

Erwacht sie denn vom Schlaf, so folgt das Träume-

deuten,

Das, was natürlich war, muß einen Tod bedeuten;

Ein naher Freund muß fort — und Furcht und ban-

ger Schmerz

Durchwühlt vergeblich nur das so getäuschte Herz. —

Oft steigt ein leichter Fluß in die entschlafnen Glieder,

Schnellwürkend auf den Geist, doch ohne Folgen nie-

der;

Der Geist, schnell überrascht, denkt gleich bey seinem

Traum:

Er stürzt ins tiefste Thal, er stürzt vom Dach, vom

Baum.

Der Träume stärkstes Heer, das durch die Seele

irret,

Und unsre Phantasey mit manchem Bild verwirret,

Entsteigt aus der Natur auf physicalsche Art --

Gleichwie ein Tropfen Naß sich mit den Tropfen paart

Und dann in Seen wächst; so kan aus solchen Bildern

Die neue Harmonie auch Abentheuer schildern.

Wenn man, vom Schlaffe fern, sich etwas lebhaft

denkt,

Und stark die Denkungskraft auf solche Sache lenkt;

So bleibt sie auch im Schlaf bey dem Gedachten ste-

hen

Und knüpft es nur noch mehr an ähnliche Ideen,

Wie Zeit und Ort und Stand der Ordnung nach ge-

beut:

Sie hüllt den König bald ins grobe Landmannskleid

Und jenen krönet sie, macht starke Männer mager,

Den Miethling macht sie stark, sie wirft aufs Hoch-

zeitlager,

Reist Ehegattin hin, führt bald ins gröste Glück,

Bald

Bald in ein Labyrinth, bringt Todte oft zurück,
Baut bald den Tugenden und bald dem Laster Tempel
Und andres Schattenwerk. — Die folgenden Exempel
Belehren uns vielleicht: Wenn man am Tage oft
Mit einer Schönen spricht, zum wenigsten es hoft,
Daß man Gelegenheit nach seinen Wünschen hätte;
So legt uns so ein Traum gar oft zu ihr ins Bette.
Beym Schönen ists auch so. — So kan ein andrer
glauben,
Wenn er sich die Vernunft durch starken Geist der
Trauben
Des Tags verdrängt und sich so feuchte hat gemacht,
Daß er in einen Strom bey dunkelbrauner Nacht
Vom Schicksaal sey gestürzt. — Diß alles wird ge-
deutet
Und Prophezeyungen aus allen hergeleitet,
Obs schon natürlich ist. So ist fast jeder Traum

Ein

Ein Werk der Phantesey, ein Bild im leeren Raum.
Und sind ja einige, die in die Zukunft leiten,
So sind die wenigsten so, daß sie was bedeuten.
Die Art der Träume ist zu unsrer Zeit nicht mehr
Wie in dem Alterthum; fast alle sind izt leer.
Und wenn noch welche sind, so sind sie wohl von Gei-
stern
Auf unsern Geist gewürkt, die unsrer sich bemeistern
Und uns durch dunkle Kunst in ewges Elend ziehn,
Wenn wir nach diesem Schein des Traumes eifrig
fliehn;
Weil da nie reitzend Glück sich unserm Wunsche zeiget,
Daß man nur Mittel sucht, und dieses dann erreichet
Und dann durch den Genuß auch iene Sklaverey;
Da es sonst ohne Traum wohl nie geschehen sey.
Die, die durch höh're Macht in unsrer Zeit ent-
sprießen
Sind wenigstens nicht viel — Was Menschen sollten
wissen

Ist deutlich längst bestimt; das, was ihr Glück ver-
mehrt,
Sind sie schon, ohne Traum, durch Wort und Schrift
gelehrt.
Wie! sollte Gott der Welt oft soviel kleine Sachen
Ganz außerordentlich im Traume kennbar machen?
Ja Dinge solcher Art, die seine Heiligkeit
Selbst große Laster uennt, und sie der Welt verbeut?
Nein Menschen können kaum so widersprechend denken!
Doch — Gottes starke Kraft kan sich in Menschen
senken
Auch auf besondre Art; doch findet diß nie Statt,
Als, wenn sein heilger Zweck allweise Absicht hat.
Wie oft täuscht man sich wohl beym Traum mit
falschen Schlüssen?
Sehr oft — Man weiß es kaum und will es auch
nicht wissen.

Von dieser Wochenschrift wird in Martin Jacob Bauers Buchhandlung neben der Kugelapotheke in Nürnberg alle Samstag ein Bogen ausgegeben.

Die Macht der Vorurtheile.

Zweyten Bandes drey und zwanzigstes Stück.

Samstag, den 18 März 1769.

Vom Ehstand.

Es ist Beweiß frey, daß ein jedes Frauenzimmer wann es den Stand der Ehe betritt, sich nicht sollte gelüsten lassen nach denen Hosen zu langen oder welches so viel sagen will, sich der Herrschaft zu bemächtigen, es sey gleich öffentlich oder heimlich, mit Gewalt, oder durch versteltes Bitten und Schmeicheln. Die sie öffentlich zu behaupten kein Bedenken tragen, machen ihre Männer zum Gelächter, wie Madame Abgeschmack, deren Mann, wann sie in Gesellschaft den Aufbruch machet, ihr ohne Widerrede folgen muß. Die sie

heimlich suchen, verschonen ihre Männer doch vor denen Leuten, und üben sie nur in ihren Haus aus, wie Madame Geitzhals, welche, da ihr Mann ihr in die Küche hinaus schrie, vor die Gesellschaft Käsſe zum Nachtisch hinein zu bringen, ihn in die Küche rufte, der Käß wäre bereits hergerichtet, sie könnte nicht abkommen sondern hätte noch eines und daß andere zu besorgen, er mögte ihn abholen und auftragen, ihn als er hinaus kam Maulschellen gab, das man es in das Zimmer hinein klatschen hörte, daß er mit nassen Augen hinein kam, und von der Compagnie befragt wurde, woher ihm die nassen Augen gekommen, er antwortete, es wäre ihm etwas von Ruß im Schlot in die Augen gefallen; einer aus der Gesellschaft ihm aber darauf versetzte, es müssen grosse Trümmer gewesen seyn, weilen wir sie herein patschen hörten.

Mit Gewalt machen sie ihre Männer gar zu Spott und Schanden, wie Murmandra, welche ihren Mann wann er sich in Gesellschaft ein Glaß Wein wohl schmecken ließ, solches von Mund weg

reist,

reist, mit dem Ausdruck: Sie fressen wie ein Ochs, und sauffen wie eine Kuh, daß man nirgend eine Ehre mit Ihnen aufhebt.

Die sie mit Bitten und Schmeicheley suchen, gelangen am leichtesten zu ihrem Endzweck, und spielen den Meister öfter ohne daß es der Mann merkt, wann er zumalen etwas einfältig ist. Wir wünschen übrigens allen Männern die niederträchtige Sclaven von ihren herschsüchtigen Xantippen abgeben, so vielen Muth, als dieser Edelmann gehabt, daß er seine boshafte Gemalin wieder zu rechte brachte, wovon die Folge der Erzählung nicht unangenehm fallen kan.

Amönus einer von Adel, sahe Fräulein Pulcherina, welche ihres gleichen an Schönheit suchte, verliebte sich in sie, und weilen er sich auf seinen guten Adel und Reichthum verlassen kunte, daß man ihme nirgend einen Abschlag bey einer Anwerbung geben würde, so begab er sich zu ihren Eltern, ohne vorhero ein Wort mit ihr gesprochen zu haben, und warb

um sie an. Aber wie erschrack Amoenus nicht als er von ihren eignen Eltern vernehmen muste, daß in ihr eine so häßliche nnd zänkische Seele stecke, als schöne sie äusserlich wäre, so daß sie bishero alle Freyer, welche sich durch den äusserlichen Schein hätten blenden lassen vor ihr gewarnet, und auch ihnen Leid wäre wann er sich dadurch wollte blenden lassen und in unglückseelige Lebenstage stürzen, wann er es aber dem ohngeachtet wagen wollte, so machten sie sich eine Ehre daraus mit ihn in so nahe Verwandschaft zu kommen, nur wollten sie seine Seufzer nicht bloß auf sich laden, wann er sich das getroffene Bindnus würde reuen lassen. Amoenus sagte, daß er sich dieses alles nicht wollte abschröcken lassen, sondern sie noch zu rechte zu bringen hofte, wenn sie ihm nur versprechen und halten würden, wann sie zu Ihnen käme und sich über ihn beklagen würde, sie nie anzuhören, zu unterstützen, oder ihr beyzustehen. Dieses wurde ihm versprochen, und auch gehalten. Sie wurden getrauet. Drey Tage nach der Hochzeit

zeigte

zeigte sie die Klauen, und jagte alle Bediente männlich und weiblichen Geschlechtes aus dem Hause. Amönus aber ließ ihr sagen, daß sie mit ihren Bedienten handeln mögte wie sie wollte, aber an seinen getreuen Bedienten, sollte sie sich nicht mehr vergreifen, so lieb ihr ihr Leben, und behielte sie alle in seinem Dienst.

Des andern Tages darauf ließ er ihr sagen, sie sollte mit ihm spatzieren reuten. Dieses geschahe; und da er keinen Bedienten mit nahm, so wollte sie schon murren, liesse sich aber begnügen, ihr kleines Hündigen, welches das friedlichste Leben unter allen Creaturen bey ihr hatte, mit lauffen zu lassen.

Da nun dieser kleine Hund unter Wegs immer bellte, so stellte sich Amönus als wann er dessen überdrüssig wäre, nahm die Pistole, und schoß ihn über dem Hauffen. Hierauf folgete ein Wolkenbruch von Flüchen über Amönus, aus Pulcheriens Munde, welcher sich nicht lange säumte daß andere Pistol lösste, und sich stellte, als wollte er sie erschiessen, den

Schuß auf das Perd wendete, und ihr solches unter dem Leib hinlegte, hierauf seine Pistolen auf das neue lude, welches Pulcherien fremde vorkame, daß sie ihm fragte zu was Ende? worauf er ihr zur Antwort ertheilte, daß weilen er das Unglück gehabt sie das erstemal zu fehlen, er sie nun auf die andern zweymal besser fassen wolle. Hierauf fiel sie ihn zu Füssen und bat um ihr Leben, welches er ihr versprach, wann sie ohnverweilt gehorsam seyn, den toden Gaul absatteln, und den Sattel auf dem Kopf biß in die erste Herberge tragen würde.

Sie wäre hiebey gerne wieder ungehorsam gewesen, sobald sie aber den Hahnen wieder zuruck ziehen hörte, so thate sie alles was von ihr verlangt wurde. Sie klagte die ganze Sache ihren Eltern, da sie aber kein Recht fande, wurde sie die beste Frau von der Welt. Und wahr bleibt es, daß öfter an den meinsten Unehen die boßhaften Schwiegermütter Schuld sind.

Hochzeit-Reglement.

Dieweilen jeglicher bishero Staat gemacht,
Nur wie es Hochmuth, Geld, und Prahlerey erdacht,
Bey seinem Hochzeitfest; will man die Sache hemmen
Und durch dies Reglement den Vorwitz künftig stemmen.

Der Hochmuth welcher sonst weit grösser hat gethan,
Als er und seine Braut jemalen zahlen kan,
So sich hinkünftig ja bescheidener bezeigen,
Daß Kleidung, Titul, Rang, die Clas nicht übersteigen
In welche sie gesezt, daß sich nicht zum Verdrus,
Stadt, Land, Freund, Feind, ja was nur lebet ärgern muß.

Das Geld, so ebenfalls bey allen Hochzeitfesten
Sehr große Dinge thut, und allen Hochzeitgästen
In Herz und Augen leucht, und das weit mehrer Pracht

In jezt verdorbner Zeit als wie die Klugheit macht.
Sey künftighin nicht mehr so als wie sonst geehret,
Besonders wann man sieht daß es nicht lange währet,
Und es zum voraus schon bey nahe so verstellt,
Daß man an Summen statt, die Zinse kaum behält.

Jedoch die Prahlerey um es recht hoch zu treiben
Soll in dem alten Werth in Kluger Augen bleiben
Und daß sie künftighin sich noch weit grösser macht.
Erlaubt man ihr hiemit die Hochzeit bey der Nacht.
Vier Hauptwind sollen (daß nichts werde unterlassen,
Was groß und prächtig ist hiebey zur Tafel blasen;
Die Paucken bleiben weg, und das ganz sonder List
Wo Braut und Bräutigam schon ausgepaucket ist.
Kurzum der Pralerey soll alles frey verbleiben,
Wie sie es selbsten wünscht, so lang sie es kan treiben.

Ende des zweyten Bandes.

XXXX (1 u 2) II.86

XII.86

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Macht der Vorurtheile

Bd.: 2. (1769)

Altdorf u.a. 1769
Per. 98-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10613406-0
VD18 11999586-001